
Bilder von Krieg und Nation – das sind die Vorstellungen, die es im bürgerlichen Deutschland zur Zeit der Einigungskriege über das Wechselspiel von militärischer Aktion und nationaler Identität gegeben hat und die sich in einer Vielzahl von textuellen und visuellen Zeugnissen ausgesprochen haben. Diese Zeugnisse demonstrieren, wie stark der Nationsbegriff von militärischen Denkmustern durchdrungen war und wie entschieden das Bild und der Mythos der Einigungskriege die Konzepte für den Aufbau des Nationalstaates und für die nationale Selbstdefinition prägten. Insbesondere der deutsch-französische Krieg von 1870/71 geriet zu einem politischen Mythos, an den sich zentrale soziale Leitideen knüpften: die Idee einer gelungenen Synthese von Führung und Partizipation, die Idee einer Nation, die sich vor allem den Normen des Bürgertums verpflichtet weiß. Im Ergebnis stellt sich der bürgerliche Militarismus des Kaiserreichs in einem veränderten Licht dar. Er war weniger Ausdruck von Untertanengeist, weniger Störfaktor der Modernisierung, als vielmehr selbst moderner Ausdruck einer selbstbewußten Teilhabe der bürgerlichen Schichten am neuen Nationalstaat.

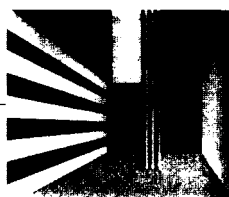
Frank Becker

ist Privatdozent am Historischen Seminar der
Universität Münster

Oldenbourg

Becker · Bilder von Krieg und Nation

Ordnungssysteme
Studien
zur Ideengeschichte
der Neuzeit



Herausgegeben von
Dietrich Beyrau,
Anselm Doering-Manteuffel
und Lutz Raphael
Band 7

R. Oldenbourg Verlag München 2001

Frank Becker

Bilder von Krieg und Nation

Die Einigungskriege
in der
bürgerlichen Öffentlichkeit
Deutschlands
1864-1913

R. Oldenbourg Verlag München 2001

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Becker, Frank:

Bilder von Krieg und Nation : die Einigungskriege in der bürgerlichen
Öffentlichkeit Deutschlands 1864–1913 / Frank Becker. – München :
Oldenbourg, 2001

(Ordnungssysteme ; Bd. 7)

Zugl.: Münster (Westfalen), Univ., Habil.-Schr., 1998

ISBN 3-486-56545-1

© 2001 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München

Rosenheimer Straße 145, D-81671 München

Internet: <http://www.oldenbourg-verlag.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf, München

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).

Gesamtherstellung: Oldenbourg Graphische Betriebe Druckerei GmbH, München

ISBN 3-486-56545-1

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9
Krieg und Bürger in der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts – Profile einer ambivalenten Beziehung	37
I. Medien der Kriegsdarstellung als Quellen einer Ideen- und Wahrnehmungsgeschichte des Krieges	39
II. (Bildungs-)Bürgertum und Krieg seit 1800	77
III. Zwischen Distanz und Annäherung: Der bürgerliche Kommentar zu den Kriegen von 1864 und 1866.	109
1. Der Konflikt um Schleswig-Holstein	109
2. Der deutsche Krieg von 1866	135
IV. Der deutsch-französische Krieg 1870/71 und das Engagement der Bildungsbürger	159
Bürgerliche Öffentlichkeit und deutsch-französischer Krieg 1870/71 – Ideen und Deutungsmuster.	201
I. Die Kriegsdeutung im Medium der Sprache	203
1. Kriegführung und Heeresverfassung	203
a) Kabinettskrieg und Nationalkrieg	204
b) Wahre und falsche Volkskriege	219
c) Krieg als Staatstätigkeit	250
d) Gesellschaft im Schulterschuß	275
2. Nationale Integrationsmythen oder Die Geburt der Nation aus dem Krieg.	292
a) Die verletzte Nationalehre	295
b) Die historische Analogie: Das Jahr 1813	306
c) Die Armee stellt die Nation her	321
d) Krieg und nationale Selbstdefinition	341
II. Die Kriegsdeutung im Medium des Bildes	377
1. Methodologische Vorbemerkung	377
2. Die Kriegsgraphik der Zeitungen und Zeitschriften	380
3. Der gemalte Krieg.	398
a) Zur Tradition der europäischen Kriegsmalerei	400

b) Die Malerei der Einigungskriege: Herstellung und Verbreitung	411
c) Malerei und Kriegsbild	425
4. Das Schlachtenpanorama	470
 Zusammenfassung und Ausblick	 483
 Bildnachweis	 513
 Quellen und Literatur	 514
 Personenregister	 594

Vorwort

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wird die Kriegführung in der westlichen Welt mehr und mehr internationalisiert. Nicht mehr Nationalstaaten, sondern supranationale Organisationen treten als Subjekte militärischer Aktionen in Erscheinung. Auch aus diesem Grunde wird in Deutschland die Allgemeine Wehrpflicht wieder zur Diskussion gestellt. Gleichzeitig sind in anderen Teilen der Welt die Armeen nach wie vor Paradigmen für die Identität und die politisch-soziale Ordnung von Nationalstaaten. Vor dem Hintergrund dieser ambivalenten Situation drängt sich ein Rückblick auf die europäische, insbesondere deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts auf, eine Zeit, in der sich Krieg und Nationalismus sukzessive zu einer unauflöslichen Einheit verbanden.

Das vorliegende Buch, das diesen Rückblick vornimmt, ist die überarbeitete Fassung meiner Habilitationsschrift am Münsteraner Historischen Seminar von 1998. Betreut wurde die Arbeit von Hans-Ulrich Thamer. Ihm danke ich dafür, daß er sich trotz seines vielfältigen Engagements in Wissenschaft und Wissenschaftsmanagement immer Zeit dafür nahm, mich mit Rat und Tat zu unterstützen, und daß er mir, auch in der Assistentenzeit, die nötigen Freiräume gewährte, um das Thema kontinuierlich und intensiv verfolgen zu können. Außerdem ließ er mich in großzügiger Weise an der personellen und materiellen Infrastruktur des Lehrstuhls teilhaben. In diesem Zusammenhang bedanke ich mich bei allen Hilfskräften, insbesondere bei Götz Hamann, Peter Hoeres, Uta Rasche und Michael Wessel, für die engagierte Unterstützung bei der Beschaffung des Text- und Bildmaterials.

Aufmunterndes Interesse und freundliche Unterstützung fanden meine Forschungen zum Beziehungsgefüge von Krieg, Gesellschaft und Kultur stets bei Bernhard Sicken. Bei ihm sowie Wolfgang Hardtwig, Frank Kämpfer, Joachim Poeschke und Barbara Stollberg-Rilinger bedanke ich mich für die Mitwirkung am Habilitationsverfahren.

Dieter Langewiesche gab mir die Gelegenheit, ein erstes Konzept der Arbeit in seinem Tübinger Gesprächskreis zur Neueren Geschichte vorzustellen. Für instruktive Gespräche danke ich Eberhard Kolb und Karl Rohe. Wolfgang Erdbrügge, Anne von der Heiden und Ekkehard Mai haben die ikonographischen Kapitel der Arbeit vorab gelesen und mir wertvolle Hinweise zur Theorie und Praxis der Bildanalyse gegeben.

Ein besonderer Dank gebührt auch dem Rektorat der Universität Münster, das mich 1998 dazu einlud, mein Habilitationsprojekt im Rahmen einer Ausstellung in der Landesvertretung von Nordrhein-Westfalen bei der Europäischen Union in Brüssel zu präsentieren. Bei den umfangreichen Vorarbeiten zu dieser Ausstellung haben mir Dirk Brunsmann, Kerstin Ciba, Doris Esser und Sven Schlebes geholfen.

Der Deutschen Forschungsgemeinschaft habe ich in dreifacher Hinsicht zu danken. Die Grundlegung der Arbeit förderte sie mit einem Postdoktorandenstipendium, ihren Abschluß mit einem Projekt im Rahmen des Schwerpunktprogramms „Ideen als gesellschaftliche Gestaltungskraft im Europa der Neuzeit – Ansätze zu einer neuen ‚Geistesgeschichte‘“; schließlich hat sie die Druckkosten, auch die Kosten für die teuren Abbildungen, in voller Höhe übernommen.

Bei Dietrich Beyrau, Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael bedanke ich mich für die Aufnahme der Arbeit in ihre Reihe „Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit“. Besonders Anselm Doering-Manteuffel hat mit seinen Hilfestellungen bei der Kürzung und Überarbeitung dafür gesorgt, daß die Prägnanz und Aussagekraft der Arbeit noch einmal deutlich erhöht werden konnte. Cordula Hubert vom Oldenbourg Verlag schließlich ist es zu verdanken, daß aus dem Manuskript letztendlich ein Buch geworden ist.

Gewidmet ist das Buch meiner Frau Elke Reinhardt-Becker, als Dank auch dafür, daß sie den gesamten Entstehungsprozeß der Arbeit – trotz eigener wissenschaftlicher Verpflichtungen – mit ihrer Kritik und ihren Anregungen begleitet hat.

Münster und Königshardt, im November 2000

Frank Becker

Einleitung

Als der legendäre William Howard Russell in den Jahren 1854 und 1855 mit seinen Reportagen von der Krim die englische Öffentlichkeit aufrüttelte, hatte ein neues Zeitalter in der Geschichte der Kriegsberichterstattung begonnen. Russells Artikel ließen zum ersten Mal deutlich werden, welche Macht der Zeitung auch bei der Darstellung und Vermittlung militärischer Ereignisse inzwischen zugewachsen war. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatten sich die Anzahl und die Auflagen der Zeitungen so drastisch erhöht, daß sie längst eine Öffentlichkeit mit Massenbezug herstellten; diese Öffentlichkeit bemächtigte sich auch der Wirklichkeit des Krieges. Dadurch vergrößerte sich einerseits der Kreis derjenigen Menschen, die überhaupt mit der Tatsache des Krieges konfrontiert und über seine Ereignisse informiert wurden, andererseits schob sich aber durch die öffentliche Thematisierung auch ein Vorhang zwischen Beobachter und Realität, der kaum noch zu durchdringen war; die meisten Zeitgenossen begegneten fortan dem Krieg bevorzugt in Gestalt seiner medialen Inszenierung. Die Presse, die Gesamtheit der Druckerzeugnisse schuf eine Wirklichkeit aus zweiter Hand, die von der eigentlichen Realität kaum noch zu unterscheiden war – die Wahrnehmung der Ereignisse wurde nun tendenziell stärker von ihrer öffentlichen Präsentation als von ihrer faktischen Gestalt abhängig.

Die Wucht und Rasananz, mit der im Verlauf des 19. Jahrhunderts neben die militärischen Ereignisse ihre öffentliche Darstellung, neben den Krieg das medial produzierte Kriegsbild tritt, läßt diese zweite Wirklichkeit zu einem wichtigen Gegenstand des historischen Fragens werden. Wie setzte die Öffentlichkeit das enorme Potential ein, über das sie nunmehr verfügte, wie zeigte sie den Menschen den Krieg, die praktisch keine Möglichkeit hatten, dieses Bild mit der Realität abzugleichen? Wie wurde der Krieg von jenen Druckerzeugnissen präsentiert, kommentiert, interpretiert, die eine immer größere Deutungsmacht über die Wirklichkeit erhielten?

Da es in Deutschland nach den Befreiungskriegen eine jahrzehntelange Friedensperiode gab, die nur von den Bürgerkriegsaktionen im Umfeld der Revolution von 1848/49 unterbrochen wurde, sind die – ein rundes Jahrzehnt nach dem Krimkrieg geführten – Reichseinigungskriege in diesem Sinne als die ersten ‚Pressekriege‘ der deutschen Geschichte zu bezeichnen.¹⁾ Hier fanden die militärischen Ereignisse in einem Ausmaß Eingang in die Spalten der Zeitungen und Zeitschriften, hier wurden Bücher, Bilder und Druckwerke aller Art produziert, wie es in den Jahren 1813–15 bei weitem noch nicht möglich war.

¹⁾ So auch Stig Förster/Jörg Nagler, Introduction, in: dies. (Hgg.), *On the Road to Total War. The American Civil War and the German Wars of Unification, 1861–1871*, Cambridge/New York 1997, S. 5.

Der preußisch-österreichisch-dänische Krieg von 1864, der deutsche Krieg von 1866 und – vor allem – der deutsch-französische Krieg von 1870/71 lösten eine Flut von Publikationen aus, die eine bisher nicht gekannte Anzahl von Menschen mit Informationen über die jeweiligen Feldzüge versorgte. Da jede Darstellung des Krieges, ob explizit oder implizit, mit einer Interpretation verbunden ist, trugen diese Kriegsberichte immer auch zur Entstehung eines bestimmten Kriegsbildes bei.

Eine Untersuchung, die weniger nach der Realgeschichte des Krieges als nach dem Kriegsbild, nach der Wahrnehmung und Interpretation des Krieges fragt, stellt sich in den Kontext zahlreicher Forschungen, die in den letzten Jahren einer Kulturgeschichte des Krieges gewidmet worden sind. Dabei reichte das Spektrum von Arbeiten zur Rolle von Künstlern und Intellektuellen im Krieg²⁾ über die Frage nach der Ritualisierung militärischer Handlungen³⁾ bis hin zur Erforschung von Wahrnehmungen, Erfahrungen und Mentalitäten, also gleichsam der subjektiven Seite der objektiven Kriegsrealität.⁴⁾ Vor allem an den Ersten Weltkrieg sind diese Fragestellungen bislang herangetragen worden – vielleicht deshalb, weil dieser Krieg schon traditionell mit einem kulturellen Umbruch identifiziert wurde, mit dem Ende des bürgerlichen 19. Jahrhunderts und der Heraufkunft der modernen Massengesellschaft. Zudem liefert das Stichwort der Industrialisierung des Krieges und der damit einhergehenden Veränderung von ‚Kriegserlebnis‘ und soldatischer Erfahrung ein dankbares Thema; die mehrjährige Mobilisierung von Millionenheeren und die vorher in diesem Ausmaß unbekannte Einbeziehung der Zivilbevölkerung läßt auch mentalitätengeschichtliche Untersuchungen sinnvoll erscheinen.⁵⁾

2) Klaus Vondung (Hg.), *Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen*, Göttingen 1980; Jean-Jacques Becker/Jay M. Winter/Gerd Krumeich/Annette Becker/Stéphane Audoin-Rouzeau (Hgg.), *Guerre et Cultures 1914–1918*, Paris 1994; Wolfgang J. Mommsen (Hg.), *Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg*, München 1996; Wolfgang Michalka (Hg.), *Der Erste Weltkrieg. Wirkung – Wahrnehmung – Analyse*, München 1994.

3) John Keegan, *Die Kultur des Krieges*, Reinbek 1997; Norbert Ohler, *Krieg und Frieden im Mittelalter*, München 1997.

4) Paul Fussell, *The Great War and Modern Memory*, New York/London 1975; Jost Dülffer/Karl Holl (Hgg.), *Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890–1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung*, Göttingen 1986; Modris Eksteins, *Tanz über den Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg*, Reinbek 1990; George Mosse, *Fallen Soldiers: Reshaping the Memory of the World Wars*, New York/Oxford 1991; Reinhart Koselleck, *Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein*, in: Wolfram Wette (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München 1992, S. 324 ff.; Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hgg.), *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, Essen 1993; Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Dieter Langewiesche/Hans-Peter Ullmann (Hgg.), *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Essen 1997.

5) Zu den neueren Forschungen auf diesem Gebiet siehe auch die Literaturberichte von

Es kann nicht überraschen, daß die Einigungskriege, die vergleichsweise kleinen Kriege aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, gegen diese Übermacht des Interesses am Ersten Weltkrieg nicht ankommen – man könnte zugespitzt formulieren, daß sie gleichsam im Schatten des Ersten Weltkrieges verschwunden sind.⁶⁾ Dabei wird leicht übersehen, welche Brüche und Neuerungen sich auch mit diesen Kriegen verbanden, die im laienhaften Geschichtsverständnis gerne nur mit ‚Preußens Gloria‘ identifiziert und damit gleichzeitig archaisiert, das heißt mit (vermeintlich) traditionellen Formen der Kriegführung ineingesetzt werden. Statt dessen war ein spezifisches Spannungsverhältnis traditioneller und moderner Elemente für die Einigungskriege kennzeichnend, das ihnen ein unverwechselbares Gesicht verlieh: Traditionelle Verhaltensweisen, Ehrbegriffe und Hierarchien verbanden sich mit zahlreichen Innovationen, unter denen die Revolutionierungen des Truppentransports durch die Eisenbahn und der Kommunikationstechnik durch den elektrischen Telegraphen herausragten.⁷⁾ Außerdem sorgten die Einführung gezogener Läufe bei der Artillerie und die Durchsetzung des Hinterladergewehrs dafür, daß sich auch die Gefechts-technik grundlegend veränderte. Die neue Feuerkraft stärkte die Position des Verteidigers, die Fernwirkung der Waffen machte das anonyme Töten aus der Distanz immer mehr zum Regelfall.⁸⁾ Bei den großen Belagerungen von Sewastopol im Krimkrieg, von Atlanta und Petersburg im Amerikanischen Bürgerkrieg, aber auch von Straßburg, Metz und Paris im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 gab es Artillerieschlachten, bei denen eine Feuerwirkung entfaltet wurde, die schon auf den Ersten Weltkrieg vorauswies;⁹⁾ in den Verteidigungsstellungen, die diesem Feuer widerstehen sollten, deuteten sich bereits die Grabensysteme der Jahre 1914–18 an. Auf den Meeren wurden die hölzernen Boote schrittweise durch stählerne Kriegsschiffe ersetzt.

Auch bei den Wehrverfassungen, mit denen die kriegführenden Mächte operierten, läßt sich diese eigenwillige Mischung aus traditionellen und modernen Elementen beobachten. Nach den napoleonischen Kriegen hatte es in ganz Europa den Versuch gegeben, den totalen National- und Volkskrieg, dessen Schrecken 1809 in Spanien und Tirol, 1812 dann in Rußland sichtbar geworden waren, um jeden Preis wieder einzudämmen und eine strenge Scheidung zwi-

Gerd Krumeich, Stéphane Audoin-Rouzeau, Jay Winter und Holger Afflerbach in NPL 39 (1994), H.2.

⁶⁾ Zu dieser Einschätzung auch Stéphane Audoin-Rouzeau, 1870. *La France dans la Guerre*, Paris 1989, S. 15.

⁷⁾ Ebd., S. 319.

⁸⁾ Theodore Ropp, *War in the Modern World*, London/Durham, N.C. 1959, S. 144.

⁹⁾ Am Beispiel des Amerikanischen Bürgerkrieges ist die vor allem mit dem Phänomen der großen Artillerie- bzw. Materialschlacht in Verbindung gebrachte Industrialisierung des Krieges zuletzt herausgearbeitet worden von Giampiero Carocci, *Kurze Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs*. Der Einbruch der Industrie in das Kriegshandwerk, Berlin 1997; einen Vergleich zu den deutschen Einigungskriegen stellen die Beiträge her in Förster/Nagler (Hgg.), *On the Road to Total War*.

schen kämpfender Truppe und Zivilbevölkerung aufrechtzuerhalten. Diesem Vorhaben lief die zunehmende Nationalisierung der Massen im Verlauf des 19. Jahrhunderts zuwider, die es den Regierungen nahelegte, sich im Kriegsfall der Hilfe dieser Kräfte zu bedienen; selbst dort, wo die Regierungen zauderten, drohten die national Enthusiasmierten eigenmächtig in das Geschehen einzugreifen, wenn die Sache der Nation auf dem Spiel zu stehen schien. Folglich waren die Kriege des vorangeschrittenen 19. Jahrhunderts stets durch einen Balanceakt zwischen rigider staatlicher Kontrolle aller militärischen Aktionen auf der einen, Mobilisierung der nationalen Kräfte auf der anderen Seite gekennzeichnet; unter jedem – so gewollten – Kabinettskrieg garte das Potential des Volkskrieges. Diese Unentschiedenheit und Widersprüchlichkeit drückte sich auch in den verschiedenen Wehrsystemen aus, die von den europäischen Großmächten in dieser Ära noch bevorzugt wurden, während sich im Verlauf des Ersten Weltkrieges dann endgültig die fast einhellige Nutzung der allgemeinen Wehrpflicht durchsetzte.¹⁰⁾ Neben der englischen Berufsarmee stand das französische Konskriptionssystem, neben der schweizerischen Miliz das preußische Wehrpflichtigenheer – jede europäische Nation versuchte das Problem der ‚richtigen‘ Heeresverfassung und der ‚richtigen‘ Kriegführung anders zu lösen. Einmal wurde der Kriegsdienst zu einem frei wählbaren Beruf versachlicht, ein anderes Mal – durch das System des Freikaufs – weitgehend den sozialen Unterschichten aufgebürdet; einmal sollte sich die gesamte Gesellschaft bewaffnen, ein anderes Mal der Staat die Kräfte der Gesellschaft aufsaugen und in seine Institutionen hineinleiten. Jeder europäische Krieg ließ auch diese verschiedenen Wehrsysteme in Konkurrenz zueinander treten, und bei diesem Wettstreit stand immer auch die Frage im Vordergrund, welches System moderner und insofern der Entwicklung von Staat, Gesellschaft und Nation besser angepaßt sei.

Bei der wissenschaftlichen Behandlung der deutschen Einigungskriege haben solche Aspekte allerdings bisher nur am Rande interessiert. Zu dominant waren die Fragen nach den politischen und diplomatischen Verwicklungen, die jeden Feldzug begleiteten und letztlich vor allem als Mittel zum Zweck des Erreichens bestimmter politischer Ziele erscheinen ließen. Im Falle des deutsch-französischen Krieges kamen noch die besonderen Probleme der Kriegsschuld und der Annexion von Elsaß-Lothringen hinzu, welche die Aufmerksamkeit der Historiker aufgrund ihrer nachhaltigen Brisanz in hohem Maße beanspruchten. Vor allem die Arbeiten Eberhard Kolbs haben hier Maßstäbe gesetzt.¹¹⁾ Auf französischer Seite waren es ebenfalls vor allem die politischen

¹⁰⁾ Ropp, *War in the Modern World*, S. 179.

¹¹⁾ Eberhard Kolb, *Bismarck und das Aufkommen der Annexionsforderung 1870*, in: HZ 209 (1969), S. 318–356; ders., *Der Kriegausbruch 1870. Politische Entscheidungsprozesse und Verantwortlichkeiten in der Julikrise 1870*, Göttingen 1970; ders., *Der Kriegsrat zu Herry am 14. August 1870. Zur Entstehung des Annexionsentschlusses der preußischen Führungsspitze im Krieg von 1870*, in: MGM 9 (1971), S. 5–13; ders., *Der Pariser Commu-*

Umstände von Kriegsausbruch, Regimewechsel und Kommuneaufstand, die jahrzehntelang die spärliche Forschung zum Krieg von 1870/71 beherrscht haben; erst die Arbeit von Stéphane Audoin-Rouzeau bezieht auch sozialgeschichtliche Aspekte in ihre Gesamtdarstellung von Krieg und Zusammenbruch ein.¹²⁾ Gleiches gilt für eine deutsch-französische Gemeinschaftsproduktion, den von Philippe Levillain und Rainer Riemenschneider herausgegebenen Sammelband „La Guerre de 1870/71 et ses conséquences“¹³⁾, der sich auf zwei Pariser Kolloquien aus den Jahren 1984 und 1985 stützt. Hier werden auch kulturgeschichtliche Aspekte einbezogen und damit Trends gesetzt, die in der deutschen Historiographie zuletzt vor allem von Michael Jeismann, Thomas Rohkrämer und Frank Kühlich aufgenommen worden sind. Während Rohkrämer und Kühlich anhand der überlieferten Selbstzeugnisse den Erlebnishorizont der Kriegsteilnehmer zu rekonstruieren versuchen¹⁴⁾, beschreibt Jeismann in dem einschlägigen Kapitel seiner Dissertation über das „Vaterland der Feinde“ die wechselseitige Wahrnehmung der Kriegsgegner des Jahres 1870: diejenigen nationalen Stereotypen also, die hier wie dort die Perzeption des Feindes und in Abgrenzung hiervon auch die eigene Selbstdefinition prägten.¹⁵⁾ Damit geht es Jeismann weniger um das Kriegsbild als um das während des Krieges produzierte Bild des militärischen Gegners; dennoch ist sein Ansatz dem hier verfolgten sehr eng verwandt – schließlich untersucht auch Jeismann Formen der öffentlichen Diskussion und Darstellung, um weniger der geschichtlichen Wirklichkeit als vielmehr einer historischen Realitätskonstruktion¹⁶⁾ auf die Spur zu kommen. Jeismann beschreibt konstruierte natio-

ne-Aufstand und die Beendigung des deutsch-französischen Krieges, in: HZ 215 (1972), S. 265–298; ders., Ökonomische Interessen und politischer Entscheidungsprozeß. Zur Aktivität deutscher Wirtschaftskreise und zur Rolle wirtschaftlicher Erwägungen in der Frage von Annexion und Grenzziehung 1870/71, in: VSWG 60 (1973), S. 343–381; ders. (Hg.), Europa und die Reichsgründung. Preußen-Deutschland in der Sicht der großen europäischen Mächte 1860–1880, München 1980; ders., Der schwierige Weg zum Frieden. Das Problem der Kriegsbeendigung 1870/71, in: HZ 241 (1985), S. 51–79; ders. (Hg.), Europa vor dem Krieg von 1870. Mähtekonstellation – Konfliktfelder – Kriegsausbruch, München 1987; ders., Der Weg aus dem Krieg. Bismarcks Politik im Krieg und die Friedensanbahnung 1870/71, München 1989.

¹²⁾ Stéphane Audoin-Rouzeau, 1870. La France dans la Guerre, Paris 1989.

¹³⁾ Actes du XXe colloque historique franco-allemand organisé à Paris par l'Institut Historique Allemand en coopération avec le Centre de Recherches Adolphe Thiers, du 10 au 12 octobre 1984 et du 14 au 15 octobre 1985, Bonn 1990.

¹⁴⁾ Thomas Rohkrämer, Der Militarismus der „kleinen Leute“. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871–1914, München 1990; Frank Kühlich, Die deutschen Soldaten im Krieg von 1870/71. Eine Darstellung der Situation und der Erfahrungen der deutschen Soldaten im Deutsch-Französischen Krieg, Frankfurt/M. u. a. 1995.

¹⁵⁾ Michael Jeismann, Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918, Stuttgart 1992.

¹⁶⁾ Peter L. Berger/Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt/M. 1978. Zur Anwendung dieses Begriffs in der Kultur- und Ideengeschichte zuletzt Paul Nolte, Gesellschaftstheorie und Ge-

nale Selbst- und Feindbilder; hier wird es darum gehen, ein öffentlich konstruiertes Kriegsbild zu analysieren.

Dabei ist der Begriff der Öffentlichkeit allerdings noch zu weit gefaßt. In der Ära der Einigungskriege hat die öffentliche Darstellung der militärischen Aktionen bereits ein Ausmaß angenommen, das es völlig illusorisch erscheinen läßt, diese Darstellung zur Gänze einfangen zu wollen. Nur die Beschränkung auf ein bestimmtes Öffentlichkeitssegment verspricht noch die Chance, eine wenn auch nicht vollständige, so doch zumindest repräsentative Auswertung der Quellen vorzunehmen. In diesem Sinne soll hier die *bürgerliche Öffentlichkeit* thematisiert werden. Daß gerade diese Teilöffentlichkeit ausgewählt wird, hat verschiedene Gründe. Zum einen haben die bürgerlichen Schichten aufgrund ihrer ausgeprägten Schreib- und Lesekompetenz in sehr intensiver Weise an der öffentlichen Schriftkultur teil; die Frage nach dem öffentlich konstruierten Kriegsbild ist hier nicht nur besonders relevant, sondern aufgrund der vorliegenden Materialmengen auch in besonders fundierter Weise zu beantworten. Zum anderen gestaltete sich das Verhältnis des Bürgertums zu Krieg und Militärwesen im gesamten 19. Jahrhundert sehr schwierig und sehr widersprüchlich; von säbelrasselndem Nationalismus bis zu aufklärerischem Pazifismus, von Militärvergötzung bis -verachtung reichte das Spektrum der Auffassungen. Die Wahrnehmung und Interpretation der Einigungskriege durch diese Gruppe zu untersuchen, kann dazu beitragen, ein insgesamt prekäres Verhältnis zumindest für einen bestimmten Zeitabschnitt etwas genauer zu bestimmen.

Der besondere Stellenwert der Öffentlichkeit, des öffentlichen Rasonnements gerade für die bürgerlichen Schichten, ist seit der bekannten Studie von Jürgen Habermas über den „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ immer wieder von der sozial- und kulturgeschichtlichen Forschung herausgestellt worden. Auch wenn einige von Habermas' Thesen – so zur Antizipation der politischen durch eine literarische Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert sowie zum Schriftmonopol der bürgerlichen Publizisten im Gegensatz zu einer weitgehend illiteraten, repräsentativen höfisch-feudalen Öffentlichkeit – inzwischen sehr stark relativiert worden sind¹⁷⁾, wird doch daran festgehalten, daß öffentliche Diskussion und öffentlicher Austausch auch noch im 19. Jahrhundert für das Selbstverständnis und den Weltbezug der bürgerlichen Schichten eine heraus-

sellschaftsgeschichte. Umriss einer Ideengeschichte der modernen Gesellschaft, in: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hgg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997, S. 284; einen konkreten Bezug zur Medienrealität des Krieges stellt her Bernhard Rosenberger, Schreiben für Kaiser und Vaterland? Die Rolle der Presse beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Siegfried Quandt/Horst Schichtel (Hgg.), Der Erste Weltkrieg als Kommunikationsereignis, Gießen 1993, S. 17f.

¹⁷⁾ Falko Schneider, Öffentlichkeit und Diskurs. Studien zur Entstehung, Struktur und Form der Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert, Bielefeld 1992, S. 14ff.; Andreas Gestrich, Absolutismus und Öffentlichkeit. Politische Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1994, S. 16ff.

ragende Bedeutung hatten.¹⁸⁾ Die laut Habermas in der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Entwicklung von der rasonnierenden zur konsumierenden Öffentlichkeit, das heißt von der um der Ermittlung von objektiv nachvollziehbaren Vernunftlösungen willen geführten öffentlichen Debatte zu ihrer Verfallsform, in der in immer stärkerem Maße nur noch Interessengruppen ihre Sichtweisen durchsetzen wollen, indem sie sich einen möglichst großen Anteil an der öffentlichen Meinung sichern¹⁹⁾, macht es allerdings nötig, den universalistischen Anspruch der bürgerlichen Öffentlichkeit in der Ära der Einigungskriege bereits einzuschränken und stärker an die genuin bürgerlichen Interessen zu erinnern, die hier in einem Deutungskampf mit anderen Teilöffentlichkeiten durchgesetzt werden sollten. Beide Aspekte, der Glaube daran, daß alle Phänomene des politisch-sozialen Lebens, also auch der Krieg, von der „einen“ Öffentlichkeit gerichtet werden und hier ihre allgemein verbindliche Beurteilung und Deutung erfahren, wie auch die Einstellung, die von der Durchsetzung einer bestimmten Position im öffentlichen Raum ausgeht, überlappen sich und spielen gleichermaßen für die öffentliche Darstellung und Interpretation der Einigungskriege eine wichtige Rolle. Der Universalismus verleiht den bürgerlichen Kommentatoren das Sendungsbewußtsein, mit ihren öffentlichen Äußerungen alle Standes- und Schichtenunterschiede überschreiten und damit zur Herstellung einer nationalen (Kommunikations-)Gemeinschaft beitragen zu können²⁰⁾ – und tatsächlich führt er ihnen viele Leser und Anhänger zu, die gesellschaftlich oberhalb oder unterhalb des bürgerlichen Milieus anzusiedeln sind. Das schichtenspezifische Bewußtsein hingegen, für das jede Deutungsleistung der Ausdruck von Kultur und Interessenlage einer bestimmten sozialen Schicht ist, will eben diese Schicht mit Argumenten beliefern und gleichzeitig dafür sorgen, daß sie ihre Definitionsmacht auch zur

¹⁸⁾ Hierzu etwa Werner Faulstich (Hg.), *Konzepte von Öffentlichkeit*. 3. Lüneburger Kolloquium zur Medienwissenschaft, Bardowick 1993 (vor allem die Beiträge von Uwe Thaysen, Ulf Waggenig und Carsten Winter), sowie Friedhelm Neidhardt (Hg.), *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*, Opladen 1994 (hier besonders die Artikel von Friedhelm Neidhardt, Bernhard Peters und Jürgen Gerhards). Einen Überblick über die neuere Forschung zum Themenkomplex Öffentlichkeit und Medien allgemein bietet Jörg Requate, *Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse*, in: GG 25 (1999), S. 5–32.

¹⁹⁾ Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Darmstadt/Neuwied ¹⁶1984, S. 193, 211 ff. u. 233 ff.

²⁰⁾ Für die Entstehung von Nationalbewußtsein ist Kommunikation, das heißt das Wissen voneinander und der Austausch miteinander, selbstverständlich eine entscheidende Voraussetzung; zugespißt ließe sich formulieren, daß nur diejenigen eine Nation bilden können, die auch an einer gemeinsamen Öffentlichkeit partizipieren. Ähnlich Lucian Hölscher, *Art. Öffentlichkeit*, in: Otto Brunner u.a. (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 451 f.

Geltung bringt, indem sie das ideologische Ausschachten der Ereignisse nicht konkurrierenden Gruppen überläßt.²¹⁾

Getragen wurde die bürgerliche Öffentlichkeit im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts noch fast ausschließlich von den Bildungsbürgern, die sich in der Rolle von Sprechern für das gesamte Bürgertum, also auch für wirtschafts- und kleinbürgerliche Gruppen sahen.²²⁾ Eine stärkere Binnendifferenzierung innerhalb des bürgerlichen Milieus, die auch die intellektuelle Führerschaft der Gebildeten in Frage stellte, setzte erst kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert ein.²³⁾ Die bürgerliche Öffentlichkeit ‚gehörte‘ in der Ära der Einigungskriege noch dem Bildungsbürgertum, und ihre Untersuchung erschließt damit zwangsläufig vor allem einen Teilbereich der bildungsbürgerlichen Kultur. Diese Kultur aber ist für die neuere Bürgertumsforschung der einzige Kitt, der die soziale Formation ‚Bildungsbürgertum‘ überhaupt zusammenhält; ein ‚Bildungsbürgertum‘ ist kaum über formale Kriterien wie Schul- und Universitätsabschlüsse oder sozialstrukturelle Merkmale wie berufliche Lagen und Einkommensverhältnisse zu definieren, es ist nur sinnvoll als die Gruppe derjenigen einzugrenzen, die an einer bestimmten Kultur teilhaben, das heißt einige weltanschauliche Grundannahmen und ein bestimmtes Set von kulturellen Praktiken miteinander teilen.²⁴⁾ Dieses Miteinander-Teilen ist dabei primär über das Medium der Öffentlichkeit vermittelt; vor allem hier werden die kulturellen Muster erzeugt und verbreitet, deren Adaption den Leser, Hörer oder Betrachter zum Bildungsbürger machen kann. Eine Analyse öffentlicher Deutungsleistungen zielt also keineswegs nur auf ein Randphänomen bildungsbürgerlichen Lebens ab, sondern führt vielmehr in das soziokulturelle Herz einer Gruppe hinein, die sich durch den öffentlichen Austausch überhaupt erst konstituieren konnte.²⁵⁾

21) Bei diesen Deutungskämpfen geht es letztlich wieder darum, daß eine bestimmte Realitätskonstruktion gegen andere Konstruktionen durchgesetzt werden muß. Zur Bedeutung des Konzepts der Realitätskonstruktion für die neuere Forschung zur Theorie und Geschichte der Öffentlichkeit siehe auch die Beiträge von Krippendorff und Bentele in Günter Bentele/Manfred Rühl (Hgg.), *Theorien öffentlicher Kommunikation. Problemfelder, Positionen, Perspektiven*, München 1993.

22) M. Rainer Lepsius, *Zur Soziologie des Bürgertums und der Bürgerlichkeit*, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1987, S. 89; Wolfgang J. Mommsen, *Das Ringen um den nationalen Staat. Die Gründung und der innere Ausbau des Deutschen Reiches unter Otto von Bismarck 1850–1890*, Berlin 1993, S. 704.

23) Mommsen, *Das Ringen um den nationalen Staat*, S. 704 u. 712 f.; Hans Mommsen, *Die Auflösung des Bürgertums seit dem späten 19. Jahrhundert*, in: Kocka (Hg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, S. 290.

24) Jürgen Kocka, *Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der deutschen Geschichte vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert*, in: ders. (Hg.), *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, S. 42 f.

25) Zu den Anschlüssen an die Bürgertumsforschung und zur genaueren Bestimmung des Begriffs ‚Bildungsbürgertum‘ siehe auch das Kapitel „(Bildungs-)Bürgertum und Krieg seit 1800“.

Selbstverständlich ist es nicht möglich, die verschiedenen Teilöffentlichkeiten, die in der Ära der Einigungskriege und während des Kaiserreichs in Deutschland bestanden, empirisch ganz exakt voneinander zu trennen. Sowohl auf der Ebene der *Produktion* von öffentlichen Äußerungen wie auch auf der Ebene ihrer *Rezeption* sind selten eindeutige soziale Zuordnungen möglich. Bildungsbürger traten auch im konservativen Lager in Erscheinung; auch Karl Marx und Friedrich Engels, die von London aus den deutsch-französischen Krieg für eine sich entwickelnde proletarische Gegenöffentlichkeit interpretierten, sind fraglos als Bildungsbürger einzustufen. Im Bereich der Rezeption zeigt sich ein ähnlich unübersichtliches Bild: Ohne daß die empirische Rezeptions- und Wirkungsforschung hier bereits konkrete Ergebnisse vorgelegt hätte, läßt sich doch konstatieren, wie oben bereits angedeutet, daß auch Adelige und unterbürgerliche Gruppen an den Erzeugnissen der bürgerlichen Presse teilhatten. Es kann nur von einer *primär* bürgerlichen Rezeption gesprochen werden, der auch eine *primär* bürgerliche Produktion solcher Publikationen gegenüberstand. Unter dieser Voraussetzung ist der Begriff der bürgerlichen Öffentlichkeit aber durchaus als analytische Kategorie verwendbar. Schließlich wandten sich die Bildungsbürger im Dienst der konservativen Presse nicht an ein primär bürgerliches Publikum, und auch Autoren wie Marx und Engels, um bei diesem Beispiel zu bleiben, hatten zumindest intentional eine andere Leserschaft im Blick. Insofern ist der vermeintlich diffuse Begriff der Bürgerlichkeit in Verbindung mit der strikten Kopplung von (vorrangig) bürgerlicher Produktion und Rezeption sehr wohl geeignet, um bestimmte Bereiche der Öffentlichkeit mit ausreichender Deutlichkeit von anderen Feldern zu scheiden.

Die Darstellung der Einigungskriege in der bürgerlichen Öffentlichkeit und ihre Diskussion durch das Bildungsbürgertum sind zudem in der Forschung bisher allzu wenig beachtet worden. Nur zwei kleine Aufsätze haben sich bisher mit diesem Thema befaßt.²⁶⁾ Auch hier gilt wieder, daß die Einigungskriege zugunsten des Ersten Weltkrieges vernachlässigt worden sind. Die Ideen von 1914 und das sogenannte Augusterlebnis, an dessen Inszenierung ja auch das akademische Milieu maßgeblich beteiligt war, fordern immer wieder zu neuen Darstellungen und Analysen heraus²⁷⁾, und gleichzeitig sind die Ideen

²⁶⁾ Gerhard R. Kaiser, Der Bildungsbürger und die normative Kraft des Faktischen. 1870/71 im Urteil der deutschen Intelligenz, in: Hans-Jürgen Lüsebrink/János Riesz (Hgg.), Feindbild und Faszination. Vermittlerfiguren und Wahrnehmungsprozesse in den deutsch-französischen Kulturbeziehungen (1789–1983), Frankfurt/M. u. a. 1984, S. 55–74; Hans Fenske, Die Deutschen und der Krieg von 1870/71: Zeitgenössische Urteile, in: Levillain/Riemenschneider (Hgg.), La Guerre de 1870/71 et ses conséquences, S. 167–214.

²⁷⁾ So etwa Reinhard Rürup, Der „Geist von 1914“ in Deutschland. Kriegsbegeisterung und Ideologisierung des Krieges im Ersten Weltkrieg, in: Bernd Hüppauf (Hg.), Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Königstein/Ts. 1984, S. 1–30; Rüdiger vom Bruch, Krieg und Frieden. Zur Frage der Militarisierung deutscher Hochschullehrer und Universitäten im späten Kaiserreich, in: Dülffer/Holl (Hgg.), Bereit zum Krieg, S. 74–98; speziell zum Augusterlebnis Thomas Rohkrämer, Au-

von 1870' und das ‚Julierlebnis‘ desselben Jahres fast völlig in Vergessenheit geraten.²⁸⁾ Dabei sollte doch gerade das besondere Interesse am Ausbruch des Ersten Weltkrieges den Blick auch auf die Einigungskriege lenken; schließlich waren diese Kriege die einzigen militärischen Auseinandersetzungen mit deutscher Beteiligung für einen Zeitraum von fast einhundert Jahren²⁹⁾ – und müssen aufgrund dieses singulären Charakters das Kriegsbild, das den gebildeten Zeitgenossen im Sommer 1914 vorschwebte, fast zwangsläufig in ganz entscheidendem Maße mitgeprägt haben. Auch die Kardinalfrage, wie die Kriegsbegeisterung, ja Kriegseuphorie gerade der Gebildeten in jener Situation eigentlich zu erklären und verständlich zu machen ist, weist auf die Erfahrung der Einigungskriege zurück; schließlich wurde hier die spezifische Form des (bürgerlichen) Militarismus grundgelegt, die der politischen Kultur des Kaiserreichs ihren Stempel aufdrückte und in den ersten Wochen des Weltkrieges dann ihren Kulminationspunkt erreichte. Die Kriegsbegeisterung und Militärförmigkeit von 1914 kann durch den Rekurs auf die Einigungskriege gleichsam an der Wurzel gefaßt werden. Der Krieg, mit dem das Kaiserreich seinen Untergang besiegelte, setzte viele Traditionen fort, die von den militärischen Auseinandersetzungen an seiner Schwelle begründet worden waren.

Für die Bürgertumsgeschichte ist das Verhältnis zu Krieg und Militarismus weit mehr als nur ein kleines Nebenskapitel. Viel zu wichtig waren Fragen des Militärwesens und der Heeresverfassung für das gesamte politische Leben im 19. Jahrhundert, als daß man sie als Marginalien abtun könnte. Die Frage, wer Waffen trägt und wer in wessen Interesse Krieg führt, berührte elementare Probleme der Souveränität und des Verhältnisses von Staat, Nation und Gesellschaft. In vielerlei Hinsicht war die Militärfrage der Schlüssel zur Programmatik und zum politischen Selbstverständnis des bürgerlichen Lagers. Im Vorfeld der Einigungskriege bewies der preußische Heereskonflikt noch einmal, wie hoch der Stellenwert des Wehrsystems in den Augen des politischen Bürgertums war – die liberale Mehrheit im Abgeordnetenhaus blockierte die Roonschen Reformen so hartnäckig, daß sich die Regierung dazu gezwungen sah, zum wahrhaft letzten Mittel des Verfassungsbruchs zu greifen. Im Sommer 1866 markierte dann die Erfahrung des preußisch-österreichischen Krieges den berühmten Schwenk großer Teile des politischen Bürgertums zur Person Bismarcks und zur Indemnitätspolitik, so daß sich der Krieg auch hier als ent-

gust 1914 – Kriegsmentalität und ihre Voraussetzungen, in: Michalka (Hg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 759–777, sowie *Berliner Geschichtswerkstatt* (Hg.), August 1914: Ein Volk zieht in den Krieg, Berlin 1989; als Materialsammlung auch Klaus Böhme (Hg.), *Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg*, Stuttgart 1975.

²⁸⁾ Zu den Kriegen der Jahrhundertmitte liegt aus ideengeschichtlicher Perspektive nur eine Studie zum amerikanischen Bürgerkrieg vor von George M. Fredrickson, *The Inner Civil War. Northern Intellectuals and the Crisis of the Union*, New York/Evanston 1965.

²⁹⁾ Die militärischen Aktionen des Revolutionsjahres 1848/49 und die Kolonialkriege des kaiserlichen Deutschland sind hier selbstverständlich ausgeklammert.

scheidende Bezugsgröße und als wichtiger Impuls des politischen Denkens erwies.

Eine Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums darf also an Krieg und Militarismus nicht achtlos vorübergehen; die Bürgertumsforschung der letzten Jahre, die fast alle Facetten (bildungs-)bürgerlichen Lebens im 19. Jahrhundert sorgfältig ausgeleuchtet hat³⁰⁾, wäre hier noch um einen weiteren wichtigen Aspekt zu ergänzen. Sowohl der Begriff des Krieges wie auch der im Zusammenhang mit den Einigungskriegen sich wandelnde Begriff der Nation sind zentrale Bestandteile der politischen Vorstellungswelt des Bürgertums. Beide Begriffe werden in den Darstellungen und Deutungen des Krieges, die in der Ära der Einigungskriege öffentlich vorgetragen werden, ständig aufgegriffen und mit Bedeutung erfüllt. Die Erfahrung der konkreten Kriegsereignisse erzwingt immer wieder Stellungnahmen zur grundsätzlichen Beurteilung des Krieges und zu seinen Wechselwirkungen mit der Nationswerdung. In jede Stellungnahme, und sei sie noch so direkt und detailliert auf ein bestimmtes Ereignis bezogen, fließt explizit oder implizit auch eine abstrakte Vorstellung von den zur Diskussion stehenden Phänomenen ein. Damit werden die Kriegsdarstellungen fast zwangsläufig auch zu einer aussagekräftigen Quelle für die Geschichte der politischen Ideen des deutschen Bildungsbürgertums im 19. Jahrhundert.

Hiermit ist freilich eine Ideengeschichte gemeint, die nicht auf dem Höhenkamm der philosophischen Diskussion verbleiben will. So wie in der Politik- und Sozialgeschichte schon längst der Mythos der ‚großen Männer‘ zugunsten der Analyse von Strukturen und Systemzusammenhängen aufgegeben worden ist, geht es auch einer modernen Sozialgeschichte der Ideen nicht mehr nur um das große Individuum und seine originären geistigen Hervorbringungen, sondern auch um kollektiv geteilte Weltbilder, die tief in der Gesellschaft verankert sind. Das Denken des einzelnen erscheint in dieser Perspektive als ein Element von komplexen Denkströmungen, die in den unterschiedlichsten Formen in der Gesellschaft präsent waren und in sie hineingewirkt haben. Soziale Schichten als Trägergruppen dieser Strömungen sind dabei genauso von Interesse wie Organisationen und Institutionen, die sich der Verbreitung und Etablierung der entsprechenden Gedanken und Konzepte verschrieben haben.³¹⁾

³⁰⁾ Forschungsüberblicke geben Andreas Gestrich, *Zarte Leidenschaft in Bielefeld und Heidelberg. Neue Literatur zur Sozialgeschichte des Bürgertums*, in: *Die alte Stadt* 16 (1989), S. 531–554, sowie Utz Haltern, *Die Gesellschaft der Bürger*, in: *GG* 19 (1993), S. 100–134.

³¹⁾ Hierzu grundlegend Roger Chartier, *Geistesgeschichte oder histoire des mentalités?*, in: Dominick LaCapra/Steven L. Kaplan (Hgg.), *Geschichte denken. Neubestimmungen und Perspektiven moderner europäischer Geistesgeschichte*, Frankfurt/M. 1988, S. 11–44; Günther Lottes, „The State of the Art“. Stand und Perspektiven der „intellectual history“, in: Frank-Lothar Kroll (Hg.), *Neue Wege der Ideengeschichte. Festschrift für Kurt Kluxen zum 85. Geburtstag*, Paderborn u. a. 1996, S. 27–46.

An die Gesellschaft zurückgebunden ist eine moderne Ideengeschichte aber nicht nur insofern, als sie die soziale Verankerung der Ideen untersucht, sondern auch in der Weise, daß sie die Entstehung und die inhaltliche Ausformung ideeller Konzepte in einen ursächlichen Zusammenhang mit gesellschaftlichen Entwicklungen bringt. Das Aufkommen und die Ausgestaltung von Ideen sind keine selbstbezüglichen Prozesse, sie stehen in einer Wechselwirkung mit der Gesellschaft: zum einen, indem sie selber auf die Realgeschichte gestaltenden Einfluß nehmen, zum anderen, indem sie auf soziale Veränderungen reagieren, diese Veränderungen mithin geistig verarbeiten und in neue Weltbilder integrieren. Sehr passend ist hier die Vorstellung eines Problemdrucks, der in der Gesellschaft erzeugt wird und damit auf der ideellen Ebene die Entwicklung von Problemlösungen provoziert.³²⁾ Die bürgerliche Kriegsdeutung in der Ära der Einigungskriege wäre aus diesem Blickwinkel als Reaktion auf Veränderungen im Verhältnis von Kriegführung, Nation und Politik zu fassen – eine neue Situation entstand, die intellektuell bewältigt werden mußte, die nach Interpretationen verlangte, die der neuen Selbst-Positionierung der bürgerlichen Schichten in Staat und Gesellschaft entsprachen.

Eine weitere Neuerung gegenüber der klassischen Geistesgeschichte leitet sich vom Ideenbegriff selber ab. Ideen werden nicht mehr als rein geistige, abstrakte Gebilde aufgefaßt; statt dessen wird ihre Materialität betont, d.h. auf die Medien hingewiesen, in denen sie notwendigerweise nur existieren können: Eine Idee ist gar nicht vorhanden, bevor sie sich nicht in einem Medium manifestiert hat. Diese Manifestation ist viel mehr als nur ein Transport, denn wenn das Medium die Idee nur transportierte, dann wäre sie *in ihrer Gestalt* vom Medium letztlich unabhängig, dessen sie nur zu ihrer Weitergabe bedürfte. Tatsächlich bilden Idee und Medium jedoch eine unauflösliche Einheit. Ideengeschichte muß also gleichzeitig Medienforschung sein; sie nimmt die Texte und Bilder selber ernst als notwendige Bedingungen der Möglichkeit gedanklicher Entwürfe. Auch die bürgerliche Kriegsdeutung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts läßt sich nicht in Form einiger abstrakter Thesen referieren, sondern muß jeweils in ihrer konkreten medialen Gestalt aufgesucht werden. Dieses Verfahren schließt nicht aus, daß es letztlich ähnliche Ideen und Interpretationen sind, die in den verschiedenen Medien auftauchen; die historische Analyse, und das ist der entscheidende Punkt, muß aber jede Äußerungsform und innerhalb dieser Form jede kleine, scheinbar noch so triviale Äußerung beachten, weil erst aus dem Zusammenspiel all solcher Äußerungen, all solcher Bausteine historische „Bedeutungswelten“³³⁾ hervorgehen.

³²⁾ Zu diesem Analysemodell, das schon in den 1950er und 1960er Jahren von der „Cambridge School“ entwickelt wurde, neuerdings noch einmal Herfried Münkler, *Die Selbstauslegung der Gesellschaft und der sozio-politische Wandel*, in: Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer (Hgg.), *Diskurse und Entwicklungspfade. Der Gesellschaftsvergleich in den Geschichts- und Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M./New York 1999, S. 317 f.

³³⁾ Diese Begriffsverwendung bei Rolf Reichardt, *Historische Semantik zwischen lexico-*

Eine in diesem Sinne verbreitete Geschichte der politischen Ideen verfolgt Ziele, wie sie in fast identischer Form von der Politischen Kulturforschung analysiert werden. Auch die Politische Kulturforschung fragt nach der Wahrnehmung und Deutung von politischen Phänomenen durch bestimmte Bevölkerungsgruppen; auch hier geht es darum, nicht nur die Ideen und Diskussionen der Elite, sondern auch die Vorstellungen größerer Kreise, ja ganzer Sozial- und Kulturmilieus in den Blick zu bekommen. Um diese kollektiven Ideen analytisch zu fassen, hat Karl Rohe das Begriffspaar der Sozial- und Deutungskultur vorgeschlagen.³⁴⁾ Als Sozialkultur werden die unhinterfragten Weltbilder und Vorstellungen der Menschen sowie die hieran geknüpften Lebensstile bezeichnet, als Deutungskultur hingegen deren Reflexion und öffentliche Thematisierung; auf der Ebene der Sozialkultur sind bestimmte Vorstellungen einfach gegeben und werden wie selbstverständlich gelebt, auf der Ebene der Deutungskultur hingegen werden sie ins Bewußtsein gehoben und damit auch zur Diskussion gestellt: Aus diesem Prozeß können Vorschläge zu ihrer – manchmal revolutionären – Veränderung oder auch nur zu einer geringfügigen Abwandlung hervorgehen, aber es ist ebenso gut möglich, daß sie nur zu einem vielten Male in ihrer bestehenden Form bestätigt und bekräftigt werden. Nicht das Ergebnis der Reflexion ist von Belang, sondern die Tatsache der Reflexion selber; überall dort, wo die Vorstellungen oder Deutungsmuster, um den mittlerweile auch in der Geschichtswissenschaft etablierten Begriff aus der Politischen Kulturforschung zu verwenden, überhaupt thematisiert und zur Diskussion gestellt werden, findet die Arbeit der Deutungskultur statt. Jeder, der sich öffentlich zu Fragen des Weltbildes und des Lebensstils äußert, sei es in kritischer oder bestätigender, umstürzender oder modifizierender Absicht, hat an der Deutungskultur teil. Um welche Personen und Personengruppen es sich hierbei bevorzugt handelt, hängt von den jeweiligen Milieus und Teilkulturen ab. In der vormodernen Gesellschaft hatte der Klerus ein weitgehendes Deutungsmonopol inne, in der Moderne sind es Künstler und Intellektuelle, Philosophen und Politiker, Publizisten und Funktionäre, die den Markt der Deutungstätigkeit unter sich aufteilen. Das Bild des Marktes scheint hier besonders gut geeignet, weil es deutlich werden läßt, daß es – zumindest unter den Bedingungen einer pluralistischen Gesellschaft – immer verschiedene Deutungsmuster gibt, die miteinander konkurrieren müssen, die sich in einem Kampf um

métairie und *New Cultural History*, in: ders. (Hg.), *Aufklärung und Historische Semantik. Interdisziplinäre Beiträge zur westeuropäischen Kulturgeschichte*, Berlin 1998 (=Zeitschrift für Historische Forschung; Beiheft 21), S. 8.

³⁴⁾ Karl Rohe, *Politische Kultur und ihre Analyse. Probleme und Perspektiven der Politischen Kulturforschung*, in: HZ 250 (1990), H.2, S. 321–330; ders., *Wahlen und Wählertraditionen in Deutschland. Kulturelle Grundlagen deutscher Parteien und Parteiensysteme im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1992, S. 14–18; ders., *Politische Kultur: Zum Verständnis eines theoretischen Konzepts*, in: Klaus von Beyme/Oskar Niedermayer (Hgg.), *Politische Kultur in Ost- und Westdeutschland*, Berlin 1994, S. 8–11.

die kulturelle Hegemonie befinden – neu entwickelte Deutungsmuster sind in diesem Sinne als Angebote zu interpretieren, die sich nur dann auf dem Markt behaupten können, wenn sie auch nachgefragt werden. Gerade in Phasen größerer politisch-sozialer Umbrüche entsteht ein starker Druck auf die Instanzen der Deutungskultur, neue Sinnangebote bereitzustellen, die imstande sind, die neuen Gegebenheiten adäquat zu interpretieren und damit ihre intellektuelle und pragmatische Bewältigung zu ermöglichen. Sind die neuen Deutungsangebote hierzu geeignet, dann ist es wahrscheinlich, daß sie sich durchsetzen und andere, möglicherweise veraltete Deutungsmuster verdrängen.

Die Behandlung von kollektiv geteilten Vorstellungen und breit in der Gesellschaft verankerten Ideen scheint auch in die Richtung einer mentalitätengeschichtlichen Fragestellung zu weisen.³⁵⁾ Diese vermeintliche Nähe darf nicht über einen grundsätzlich verschiedenen Ansatz hinwegtäuschen. Die zur Diskussion stehende Gruppe, das deutsche Bildungsbürgertum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ist viel zu heterogen, als daß man ihr eine einheitliche Mentalität zuschreiben könnte. Der konfessionelle Gegensatz von Protestanten und Katholiken³⁶⁾, die regionalen Unterschiede in einem Land, das noch immer im Bann der Vielstaaterei steht, und das komplizierte Generationenverhältnis etwa der „1848er“ zu den Nationalliberalen der 1860er Jahre – um nur zwei extreme Pole zu benennen – lassen die deutsche Bildungsschicht ausgesprochen zerklüftet erscheinen; eine Mentalitätengeschichte müßte hier so oft differenzieren und einschränken, daß von dem kollektiven Bewußtsein, das es eigentlich zu rekonstruieren gälte, nicht mehr viel übrig bliebe. Den einzigen Ausweg böte hier eine sehr starke regionale Beschränkung: etwa auf die Bildungsschicht in einer bestimmten Stadt. Ein solcher Zugriff wäre allerdings mit unüberwindlichen methodischen Schwierigkeiten verbunden. Nicht jeder Bildungsbürger hat seine Auffassungen von Krieg und Nation zu Papier gebracht; eine serielle Quelle, wie sie vergleichbar angelegten mentalitätengeschichtlichen Studien zugrundeliegt³⁷⁾, fehlt hier gänzlich. Um so reichlicher sind hingegen Quellen vorhanden, die von jener öffentlichen Darstellung und Interpretation des Krieges zeugen, die unter den Begriff der Deutungskultur fällt. Selbstverständlich ist die Analyse einer solchen Deutungskultur nicht mit

³⁵⁾ Einen Überblick über Ansätze, Konzepte und Ergebnisse der mentalitätenhistorischen Forschung bietet Peter Dinzelsbacher (Hg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte*. Hauptthemen in Einzeldarstellungen, Stuttgart 1993.

³⁶⁾ Zur Rolle des konfessionellen Faktors bei der Auffassung der Einigungskriege und bei der Bestimmung einer deutschen Nationalidentität siehe das Kapitel „Krieg und nationale Selbstdefinition“ dieses Buches sowie noch einmal speziell Frank Becker, *Konfessionelle Nationsbilder im Deutschen Kaiserreich*, in: Heinz-Gerhard Haupt/Dieter Langewiesche (Hgg.), *Nation und Religion. Trennlinien in der deutschen Geschichte*, Frankfurt a. M./New York 2001 [im Druck].

³⁷⁾ Siehe etwa die Studie zur Volksfrömmigkeit von Rudolf Schlögl, *Glaube und Religion in der Säkularisierung. Die katholische Stadt – Köln, Aachen, Münster – 1700–1840*, München 1995.

der Rekonstruktion von Mentalitäten gleichzusetzen. Zwischen dem, was öffentlich artikuliert wird, und dem, was ‚wirklich‘ gedacht wird, können sehr wohl Unterschiede bestehen. Dennoch ist es wahrscheinlich, mit dem Rekurs auf die öffentliche Debatte zumindest annäherungsweise auch die tatsächlichen Vorstellungen der Menschen zu erfassen; erstens beteiligten sich sehr viele, auch durchaus gewöhnliche Sprecher der unterschiedlichsten Herkunft an dieser Debatte, zweitens gab es im Untersuchungszeitraum keine strenge, wirklich durchgreifende Zensur, und drittens mußte jeder Sprecher, der an einer positiven Aufnahme seiner Äußerungen interessiert war, auch auf die Meinungen seiner Zeitgenossen Rücksicht nehmen: Den größten Erfolg versprach es zu meist, gerade diejenigen Auffassungen in Worte zu kleiden, die beim Publikum ohnehin am stärksten verbreitet waren. Daß die in der Öffentlichkeit zirkulierenden Deutungsmuster mit den mentalen Dispositionen der Menschen übereinstimmten, ist folglich nicht zu beweisen, aber doch immerhin zu einer großen Evidenz zu bringen.³⁸⁾

Die politische, konfessionelle und regionale Zerklüftung der Bildungsschicht mußte sich allerdings, so sollte man vermuten, auch in die bürgerliche Öffentlichkeit hinein fortsetzen. Diese Annahme ist jedoch nur teilweise richtig. In den 1850er und 1860er Jahren bildete sich in Deutschland eine nationale Öffentlichkeit heraus, die es sich zum Ziel setzte, alle noch bestehenden Unterschiede im Zeichen der Etablierung einer Nationalkultur einzuebnen.³⁹⁾ Auch wenn dieser Anspruch von der Wirklichkeit nicht immer eingeholt wurde, löste er doch eine starke Homogenisierung der bürgerlichen Öffentlichkeit aus. Wer sich als Mitglied oder Träger der Nationalkultur verstand, sei er protestantischer Schwabe oder katholischer Badener, preußischer Liberaler oder sächsischer Demokrat, schloß sich bestimmten Grundüberzeugungen an, ja begann eine bestimmte Sprache zu benutzen, die ihn mit den anderen Teilhabern an dieser Kultur verband. Gerade die Fragen von Krieg und Nationswerdung fielen in diesem Bereich der Öffentlichkeit auf einen fruchtbaren Boden. Die nationale Öffentlichkeit war es, die sich des Krieges bemächtigte, die ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit thematisierte und in ihrem Sinne interpretierte – wer sich außerhalb der nationalen Kultur und ihrer Öffentlichkeit situierte, äußerte sich in der Regel erst gar nicht zu den Kriegen, die so augen-

³⁸⁾ Diese Evidenz geht über die bloßen „Wirkungsvermutungen“, die zuletzt von Dieter Langewiesche bespöttelt worden sind, sicherlich deutlich hinaus (Dieter Langewiesche, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat. Forschungsstand und Forschungsperspektiven*, in: NPL 40 [1995], S. 210).

³⁹⁾ Heinrich Best, *Soziale Morphologie und politische Orientierungen bildungsbürgerlicher Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung und in der Pariser Assemblée nationale constituante 1848/49*, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation, Stuttgart 1989* (=Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert; 4), S. 61; Andreas Biefang, *Politisches Bürgertum in Deutschland 1857–1868. Nationale Organisationen und Eliten*, Düsseldorf 1994, S. 46.

scheinlich den eigenen Interessen zuwiderliefen. Die nicht-nationalen und nicht-militaristischen bürgerlichen Kreise, die es auch nach den Einigungskriegen, wenn auch in der Minderheit, fraglos noch gab, überließen den Krieg gleichsam den Nationalisten, die ihn zum Fixpunkt ihrer Weltanschauung und ihres politischen Denkens gemacht hatten. Während in den Jahren 1864 und 1866 noch ein relativ breites Meinungsspektrum zu beobachten war, ließ der deutsch-französische Krieg dieses Spektrum zu einer fast einhelligen Kommentierung zusammenrinnen; wer sich überhaupt öffentlich zum Krieg äußerte, tat dies in affirmativer Weise, wer ihn ablehnte, wandte sich in der Regel anderen Themen zu. Kaum jemand versuchte, die Wahrnehmungen und Deutungen des nationalen Lagers zu irritieren, indem er ein abweichendes Kriegsbild in die Öffentlichkeit lancierte. Der Krieg ‚gehörte‘ den nationalen Kräften, und als Alternative zu seiner positiven Aneignung war im bürgerlichen Milieu praktisch nur noch das Schweigen verblieben.

Für die national gesonnenen Kreise war die Thematisierung des Krieges hingegen mehr als nur der Reflex auf politische und militärische Ereignisse, die auf die Initiative der Regierungen, insbesondere Bismarcks zurückgingen und von den bürgerlichen Parteien ohnehin de facto kaum beeinflußt werden konnten. Im Gegenteil: Vieles spricht dafür, daß die bürgerlichen Schichten ihre Ohnmacht bei der politischen Einleitung und der Durchführung der Einigungskriege durch ein besonderes Engagement bei ihrer Darstellung und Stilisierung regelrecht zu kompensieren versuchten. Wenn man schon in der politischen und militärischen Wirklichkeit nur geringe Mitwirkungschancen gehabt hatte, dann wollte man wenigstens seinen großen Einfluß in der Öffentlichkeit geltend machen, um das *Kriegsbild*, die kollektive Wahrnehmung der Geschehnisse, in seinem Sinne aktiv mitzugestalten. Am Krieg selber hatte der bürgerliche Nationalismus nur wenig Anteil, um so mehr jedoch an seiner öffentlichen Darstellung, und diese Deutungsmacht wurde konsequent ausgenutzt.

Für die Feldzüge von 1864 und 1866, die zeitgenössisch noch sehr widersprüchlich kommentiert worden waren, bedeutete dies die Einbettung in eine Trias von nationalen Einigungskriegen; die Auseinandersetzungen mit Dänemark und Österreich erhielten dabei einen gleichsam vorbereitenden Charakter zugesprochen, während mit dem deutsch-französischen Krieg des Jahres 1870/71 dann der krönende Abschluß erreicht worden sein sollte. Die letztgenannte Stilisierung wurde, von den Ereignissen nahegelegt, nicht erst im nachhinein vorgenommen, sondern setzte sich schon kontemporär durch. Bereits im Juli 1870 begann die Arbeit der Interpretation und führte Deutungskonventionen ein, die sich trotz des Stimmungstiefs in den Wintermonaten bis zum Kriegsende behaupteten und auch darüber hinaus das Bild der Ereignisse prägten; was in der Kriegszeit die kontemporäre Wahrnehmung bestimmte, drückte auch der Erinnerung seinen Stempel auf. Die Quellen sprechen hier eine eindeutige Sprache: Die zeitgenössische Kriegsdarstellung verfestigte sich sehr schnell zu einem bestimmten Bild des deutsch-französischen Krieges, das in

den folgenden Jahrzehnten praktisch unverändert kolportiert wurde – über alle politisch-kulturellen Umbrüche in der Geschichte des Kaiserreichs hinweg. Die zeitgenössischen Schilderungen deuten den Krieg im Prinzip genauso, wie es auch noch die Darstellungen tun, die zehn, zwanzig oder dreißig Jahre später erscheinen und insofern, um den aktuellen Begriff der Forschung zu verwenden, der Erinnerungskultur zuzuschlagen wären.⁴⁰⁾ Noch am Vorabend des Ersten Weltkrieges werden Stellungnahmen und Zeugnisse veröffentlicht, die nach wie vor denselben Deutungskonventionen verhaftet sind, die schon in den Tagen von Weißenburg und Wörth die öffentliche Debatte beherrschten. Die Deutungskultur des Krieges von 1870/71, die sich in diesem Sinne aus den beiden Komponenten der aktuellen Wahrnehmung und der Erinnerungskultur zusammensetzt, stellt sich als ein Kontinuum dar, als ein Inventar von Begriffen, Argumenten und Metaphern, das über vier Jahrzehnte hinweg praktisch unverändert geblieben ist.

Dieses Beharren auf einer bestimmten Sichtweise und Interpretation des Krieges, die in stereotypen Formen immer wieder aufs neue beschworen wird, deutet darauf hin, daß der Krieg hier eine Bedeutung zugewiesen erhält, die über seine konkrete politisch-militärische Gestalt weit hinausgeht. Die Deutung des Krieges wächst sich zur Deutung der gesamten politisch-sozialen Wirklichkeit aus. Das militärische Geschehen repräsentiert offenkundig weitergehende ideelle Bezüge, die durch seine Thematisierung indirekt vermittelt bzw. wieder wachgerufen werden sollen. Die Geschichte des Krieges wird erzählt, um bestimmte Handlungsweisen und -ziele, ja um ein komplexes politisch-soziales Projekt zu beschwören – der Krieg dient bis zu einem gewissen Grade nur noch als Folie, nur noch als kommunikatives Vehikel, um eine komplexe politische Botschaft weiterzugeben. Als eine Erzählung, die man nicht um ihrer selbst willen vorträgt, sondern wegen des Sinns, der zwischen ihren Zeilen wohnt, wird der Kriegsbericht zu einem wichtigen Bestandteil der politischen Kultur des Kaiserreichs. Er gehört zu jenen Erzählungen, in denen die Nation ihre Entstehung, ihre Identität und ihre Ziele spiegelt – mit einem Wort, er hat den Stellenwert eines politischen Mythos, eines Mythos zumal, der wie kaum ein zweiter das Bewußtsein der national gesonnenen Schichten in Deutschland geprägt hat.⁴¹⁾

⁴⁰⁾ Grundlegend zu diesem Forschungsansatz Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Berlin 1990; Peter Burke, *Geschichte als soziales Gedächtnis*, in: Aleida Assmann/Dietrich Harth (Hgg.), *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt/M. 1991, S. 289–305; Jacques Le Goff, *Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt a. M./New York 1992.

⁴¹⁾ Zum Begriff des politischen Mythos siehe Gerd Krumeich, *Jeanne d'Arc in der Geschichte. Historiographie – Politik – Kultur*, Sigmaringen 1989, sowie Rolf Reichardt/Hans-Jürgen Lüsebrink, *Die Bastille. Zur Symbolgeschichte von Herrschaft und Freiheit*, Frankfurt/M. 1990.

Diese Verbindung von Kriegsbild und politischer Kultur leitet zur Frage nach dem grundsätzlichen Stellenwert des Militarismus im Kaiserreich über. Seit von Militarismus nicht mehr nur dann gesprochen wird, um Ritters klassische Definition aufzugreifen, wenn ein Staat sein Handeln stärker von militärischen als von politischen Faktoren bestimmen läßt⁴²⁾, sondern auch der prägende Einfluß des Militärischen auf die Gesellschaft im Sinne eines Sozialmilitarismus in den Blick der Forschung getreten ist⁴³⁾, hat die Frage nach der Militarisierung bürgerlicher Sozialnormen und Verhaltensweisen im Kaiserreich eine besondere Brisanz erhalten. Zwei verschiedene Konzepte bestimmen hier seit längerem die wissenschaftliche Debatte. Auf der einen Seite wird die Militarisierung der bürgerlichen Schichten als Ausdruck von deren Feudalisierung interpretiert; so wie man sich grundsätzlich der Kultur der Aristokratie anzupassen versucht habe, so habe man auch den kriegerischen Habitus des Adels kopieren wollen.⁴⁴⁾ Das sprichwörtliche Streben der bürgerlichen Akademiker nach dem Status des Reserveleutnants erscheint in diesem Zusammenhang wie das typische Verhalten von Emporkömmlingen, die beflissen die Sozialnormen jener Schicht übernehmen, in die sie nur allzu gerne aufsteigen würden. Anstatt die Aristokratie zu kritisieren und zu attackieren, wie es das politische Bürgertum bis zum Kniefall des Jahres 1866 noch getan habe, habe man im Kaiserreich nun seinen Frieden mit der Vorherrschaft des Adels gemacht – die Aristokratie sei vom Feindbild zum Vorbild geworden. Diese Einschätzung stellt den bürgerlichen Militarismus in den größeren Zusammenhang der Sonderwegsthese, die es gerade zum Spezifikum der deutschen Geschichte erklärt, daß sich das Bürgertum und die von ihm verkörperten politischen Ideen im 19. Jahrhundert nicht durchsetzen konnten; die Unterordnung der bürgerlichen Schichten unter die Aristokratie in der verspäteten Nation und ihre widerstandslose Einordnung in den Obrigkeitsstaat hätten genau jene Autoritätsgläubigkeit und jenen Untertanengeist begünstigt, der im 20. Jahrhundert dann in die Unfähigkeit zur Demokratie einmündete und letztlich auch für die NS-Diktatur verantwortlich zu machen sei. Während in der westlichen Welt also ein selbstbewußtes Bürgertum zusammen mit dem Aufbau liberaler Institutionen

42) Gerhard Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland*. Erster Band: Die altpreußische Tradition (1740–1890), München 1954.

43) Hans-Ulrich Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918*, Göttingen 1994, S. 158 f.; Wolfgang Petter, *Deutscher Bund und deutsche Mittelstaaten*, in: *Handbuch zur deutschen Militärgeschichte*, Bd. 4/2: Militärgeschichte im 19. Jahrhundert (1814–1890), München 1976, S. 275 f.

44) Norbert Elias, *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. v. M. Schröter, Frankfurt/M. 1992, S. 271 ff. (dazu auch Hans J. Lietzmann, *Kriegerethos und Verfassungslehre*. Karl Mannheims und Carl Schmitts Platz in Norbert Elias' „satisfaktionsfähiger Gesellschaft“, in: Karl-Siegbert Rehberg [Hg.], Norbert Elias und die Menschenwissenschaften. Studien zur Entstehung und Wirkungsgeschichte seines Werkes, Frankfurt/M. 1996, bes. S. 393 f.); Mommsen, *Das Ringen um den nationalen Staat*, S. 702 f.

auch eine von liberalen Vorstellungen geprägte politische Kultur geschaffen habe, sei die Nicht-Existenz einer solchen Kultur in Deutschland am deutlichsten an der Unterwerfung der bürgerlichen Schichten unter das feudale Kriegerideal abzulesen gewesen. Der strammstehende Bürger wurde geradezu zum Symbol für die politische Ohnmacht und sozialkulturelle Selbstaufgabe seiner Klasse erklärt.

Die Gegenposition geht von völlig anderen Prämissen aus. Ihr erscheint der Weg der bürgerlichen Schichten in das Kaiserreich hinein durchaus als eine Erfolgsgeschichte; hier habe man zwar nicht alle, aber doch zumindest wesentliche Ziele durchsetzen können, und die Zusammenarbeit mit der Aristokratie sei eher als ein Bündnis gleichberechtigter Partner denn als ein Akt der Unterwerfung zu charakterisieren.⁴⁵⁾ Insgesamt habe die bürgerliche Kultur in all ihren Erscheinungsformen das Kaiserreich ohnehin viel stärker geprägt⁴⁶⁾, als dies die These vom Semiabsolutismus oder vom autoritären Obrigkeitsstaat suggeriere.⁴⁷⁾ Vor diesem Hintergrund zeigt sich auch der bürgerliche Militarismus in einem neuen Licht. Schließlich waren schon in den Befreiungskriegen auch bürgerliche Gruppen mobilisiert worden, und der militante Nationalismus, der hier grundgelegt worden war, zog sich als wichtige Traditionslinie politischen Denkens und sozialkultureller Praxis – erinnert sei nur an die Bürgerwehren und die Burschenschaften, an die Turner und die Schützenvereine – durch das gesamte 19. Jahrhundert hindurch. Der militärische Habitus der bürgerlichen Schichten des Kaiserreichs mußte also gar nicht der Ausdruck einer Anpassung an die Aristokratie sein, sondern er konnte sehr wohl auch an genuin bürgerliche Traditionen anknüpfen. In diesem Sinne wäre, wie Stig Förster vorgeschlagen hat, von einem doppelten Militarismus im Kaiserreich zu sprechen: Aristokratischer und bürgerlicher Militarismus existierten praktisch nebeneinander, ohne daß der eine das Vorbild oder auch nur der Bezugspunkt des anderen gewesen sein mußte.⁴⁸⁾ Die demonstrative Zurschaustellung von

⁴⁵⁾ David Blackbourn/Geoff Eley, *Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848*, Frankfurt/M. u. a. 1980, bes. S. 54 ff. und 123 ff.; neuerdings auch noch einmal Randall Collins, *German-Bashing and the Theory of Democratic Modernization*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 24 (1995), H. 1, S. 3–21.

⁴⁶⁾ Eine solche Dominanz der bürgerlichen Kultur im Kaiserreich legte auch nahe, daß die bürgerliche Öffentlichkeit eine zentrale Deutungsleistung innerhalb dieses politisch-sozialen Systems erbracht haben mußte, die auch auf andere gesellschaftliche Gruppen abstrahlte – womit auch die bürgerliche Kriegsdeutung eine zusätzliche Relevanz erhielt. Zu dieser Einschätzung auch Gustav Schmidt, *Gelehrtenpolitik und politische Kultur in Deutschland – Zur Einführung*, in: ders./Jörn Rüsen (Hgg.), *Gelehrtenpolitik und politische Kultur in Deutschland 1830–1930*, Bochum 1986, S. 10 ff.

⁴⁷⁾ Hans-Ulrich Wehler, einer der Schöpfer solcher Begrifflichkeiten, wertet den bürgerlichen Militarismus auch prompt als Indiz dafür, daß es im Kaiserreich *eben keine* Dominanz der bürgerlichen Kultur gegeben habe (Hans-Ulrich Wehler, *Wie „bürgerlich“ war das Deutsche Kaiserreich?*, in: Kocka [Hg.], *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, S. 266).

⁴⁸⁾ Stig Förster, *Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen*

militärischer Einsatzbereitschaft, die immer auch Ausdruck von politischer Souveränität ist, könnte sogar als Zeugnis eines besonderen Selbstvertrauens der bürgerlichen Schichten interpretiert werden.

In jede Untersuchung von Kriegswahrnehmungen und Kriegsdeutungen in der Ära der Einigungskriege spielt dieses Problem der grundsätzlichen Einschätzung des bürgerlichen Militarismus selbstverständlich mit hinein. Die Darstellung der Einigungskriege, die nie beim Referat der Fakten und beim persönlichen Erlebnisbericht stehenbleibt, sondern immer auch allgemeine Vorstellungen vom Krieg artikuliert, wirft auch ein Licht auf die prinzipielle Einstellung gegenüber militärischen Belangen, von der sich wiederum auch der kriegserische Habitus zu einem großen Teil herleitet. Insofern müßte die Rekonstruktion des bürgerlichen Kriegsbildes auch eine genauere Kennzeichnung des bürgerlichen Militarismus ermöglichen. Gleiches gilt für den bürgerlichen Nationalismus, der von der Forschung ebenso widersprüchlich bewertet wird wie der Militarismus. Auf der einen Seite wird die Wendung zum Staatsnationalismus nach 1866, die sich vor allem an der Erfolgsgeschichte des Nationalliberalismus ablesen läßt, gerne als Rechtsschwenk bezeichnet und mit der Unterordnung unter die alten Eliten gleichgesetzt, auf der anderen Seite akzeptiert man die stärkere Gewichtung des Einheits- gegenüber dem Freiheitsgedanken als eine Weiterentwicklung des liberalen Denkens, die das Projekt eines Nationalstaats ermöglichte, der von einem Bündnis der alten mit den neuen Eliten getragen wurde, von einem Bündnis aber, in dem die bürgerlichen Schichten als gleichberechtigte Partner mitwirkten. Die Analogie zur Bewertung des Militarismus liegt auf der Hand; auch auf dieser Ebene offenbart sich der enge innere Zusammenhang der beiden Phänomene. In die Darstellung der Einigungskriege fließen auch Deutungen von Nationsidee und Nationswerdung ein, und diese Deutungen können in gleichem Sinne als Quelle für die Rekonstruktion und Einschätzung des bürgerlichen Nationalismus verwendet werden.

Wenn der Nationalismus hier im Spiegel der Kriegsdarstellung und -deutung aufgesucht wird, dann ist damit der Anschluß an die neuere Nationalismusforschung hergestellt – an jene Forschung nämlich, die unter dem Titel einer Kulturgeschichte des Nationalismus firmiert. Diesem Ansatz geht es weniger um die Realgeschichte der Nationalstaaten und Nationalbewegungen als vielmehr um Fragen der kommunikativen Vermittlung nationalen Ideenguts, der nationalen Identität sowie der Selbst- und Fremdwahrnehmung von Nationen.⁴⁹⁾ Je

Status-Quo-Sicherung und Aggression 1890–1913, Stuttgart 1985, S. 90 u. 300; Peter Brandt, Reichsgründung, in: Lutz Niethammer u. a., Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Historische Einblicke, Fragen, Perspektiven, Frankfurt/M. 1990, S. 216; Christoph Schubert-Weller, Vormilitärische Jugendziehung, in: Christa Berg u. a. (Hgg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. IV: 1870–1918. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, hg. v. Christa Berg, München 1991, S. 508.

⁴⁹⁾ Die Rolle von Kommunikation und Öffentlichkeit bei der Konstruktion von Nationen ist vor allem von Benedict Anderson herausgestellt worden, für den der Nationalismus des

stärker sich die Auffassung durchsetzt, daß Nationen nicht per se in der politisch-sozialen Wirklichkeit vorhanden sind, sondern gleichsam konstruiert oder erfunden werden müssen⁵⁰), desto größere Relevanz erhalten diese kulturwissenschaftlichen Fragestellungen. Die Menschen, so könnte man zugespitzt formulieren, sind erst einmal davon zu überzeugen, daß sie Mitglieder einer Nation sind und daß die Nation diejenige Bezugsgruppe ist, die ihre Identität bestimmt; wenn sich diese Überzeugung durchgesetzt hat, richten die Menschen auch ihr Handeln daran aus, und auf diesem Wege wird die Nation schrittweise zu einer tatsächlich vorhandenen, das Leben der Menschen realiter mitbestimmenden Größe. Am Anfang ist immer der *Entwurf* einer Nation, so das Credo der kulturwissenschaftlichen Nationalismusforschung, und diesem Entwurf nähert sich in der Folge die Wirklichkeit an.

Zu dem Entwurf einer Nation gehören mehrere Komponenten. Die Kriterien, die darüber entscheiden sollen, wer zur Nation gehört und wer ausgeschlossen wird, verdichten sich in der Regel schnell zu festgefügteten Selbst- und Feindbildern; diese Bilder wiederum werden in die Konstruktion einer nationalen Geschichte eingewoben, die eine lange Tradition suggerieren soll, auf die sich die Nation längst zu beziehen vermag: Was praktisch immer schon dagewesen ist, muß eine wirklich maßgebliche politisch-soziale Größe sein und ist damit scheinbar auch in besonderer Weise legitimiert. Sowohl die nationale Identität als auch der nationale Geschichtsentwurf sind dabei an zahlreiche Symbole und Mythen geknüpft.⁵¹) Erst diese Bilder und Erzählungen verleihen den abstrakten Konstruktionen jene Anschaulichkeit und (vermeintliche) Plau-

19. Jahrhunderts im wesentlichen ein Effekt der Printmedien ist (Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation*. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a.M./New York 1988, passim; kommentierend hierzu auch Siegfried Weichlein, *Nationalismus als Theorie sozialer Ordnung*, in: Mergel/Welskopp [Hgg.], *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*, S. 190 ff.).

⁵⁰) Diese Position vertreten Ernest Gellner, *Nationalismus und Moderne*, Berlin 1991, S. 16 ff. u. 83 ff.; Eric J. Hobsbawm, *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt a.M./New York 1991, S. 19 ff.; Etienne François/Hannes Siegrist/Jakob Vogel, *Die Nation. Vorstellungen, Inszenierungen, Emotionen*, in: dies. (Hgg.), *Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich – 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 1995, S. 14 f.

⁵¹) In diesem Rahmen sind bisher die nationale Festkultur und das Nationaldenkmal von der Forschung besonders beachtet worden (Rainer Noltzenius, *Schiller als Führer und Heiland*, in: Dieter Düding/Peter Friedemann/Paul Münch [Hgg.], *Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg*, Reinbek 1988; Fritz Schellack, *Nationalfeiertage in Deutschland von 1871 bis 1945*, Frankfurt/M. u. a. 1990; Franz Bauer, *Gehalt und Gestalt in der Monumentalsymbolik. Zur Ikonologie des Nationalstaats in Deutschland und Italien 1860–1914*, München 1992; Charlotte Tacke, *Denkmal im sozialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1995; Reinhard Alings, *Monument und Nation. Das Bild vom Nationalstaat im Medium Denkmal – zum Verhältnis von Nation und Staat im deutschen Kaiserreich 1871–1918*, Berlin/New York 1996).

sibilität, die nötig ist, um auch bei einem Massenpublikum Anklang zu finden.⁵²⁾ Jeder Nationalstaat verfügt in diesem Sinne über ein Inventar von symbolischen Formen, das sehr viel über das jeweilige nationale Selbstverständnis und dessen kommunikative Vermittlung verrät; hier besitzt eine Kulturgeschichte des Nationalismus ihr bevorzugtes Aufgabenfeld.⁵³⁾

Unter den Mythen und Symbolen, in die sich der Nationalismus kleidet, spielen militärische Themen und Formen eine überragende Rolle. Dies hat einerseits damit zu tun, daß der Krieg für den Nationalstaat oft eine konstitutive Bedeutung hat: Nationen werden durch Kriege geschaffen, sie rücken in Kriegszeiten zusammen, und auch im Frieden verkörpern vor allem die Armeen das nationale Selbstbewußtsein; außerdem erheben sie den Anspruch, nationale Erziehungsanstalten zu sein, die Soldaten also im Zeichen der Nationsidee beeinflussen und zusammenschweißen zu können.⁵⁴⁾ Andererseits gibt es aber auch noch eine Identifikation der Nation mit dem Krieg und des Krieges mit der Nation, die über diese faktischen und psychologischen Wechselwirkungen weit hinausgeht; es ist die Ineinsetzung der Nation mit der existentiellen Erfahrung entscheidender Feldzüge und Schlachten, es ist die fast religiöse Weihe, die der Nation durch das Blut verliehen wird, das Menschen im Krieg für sie vergießen. Gerade im nationalen Totenkult, der sich seit der Französischen Revolution zu einem festen Bestandteil der politischen Kultur aller (entstehenden) Nationalstaaten entwickelt, wird die Identifikation des individuellen Kriegstodes mit dem Weiterleben der Nation zu einer regelrechten Mystik gesteigert.⁵⁵⁾ Entscheidende Schlachten, in denen das Schicksal der Nation auf

⁵²⁾ Siehe auch die Beiträge in Jürgen Link/Wulf Wülfing (Hgg.), *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität*, Stuttgart 1991.

⁵³⁾ Hierzu auch Hans Rudolf Wahl, *Zur Ästhetik des Nationalismus. Plädoyer für eine kulturgeschichtliche Neukonzeption der Nationalismusforschung*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 44 (1996), H.7, S. 609–616, bes. S. 609 f.; Heinz-Gerhard Haupt/Charlotte Tacke, *Die Kultur des Nationalen. Sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze bei der Erforschung des europäischen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hgg.), *Kulturgeschichte Heute*, Göttingen 1996 (GG, Sonderheft 16), S. 255–283, bes. S. 264 ff.; Andreas Geier, *Hegemonie der Nation. Die gesellschaftliche Bedeutung des ideologischen Systems*, Wiesbaden 1997, S. 129 ff.; Jakob Vogel, *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der ‚Nation in Waffen‘ in Deutschland und Frankreich, 1871–1914*, Göttingen 1997, S. 13; Etienne François/Hagen Schulze, *Das emotionale Fundament der Nationen*, in: Monika Flacke (Hg.), *Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama*, Ausstellungskatalog, Berlin/München 1998, S. 19 f.

⁵⁴⁾ Zu diesen Zusammenhängen auch Anthony D. Smith, *National Identity*, Reno u. a. 1991, S. 27, sowie der Literaturbericht von Langewiesche, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat*, in: *NPL* 40 (1995), S. 192 ff.; außerdem Ute Frevert, *Nation, Krieg und Geschlecht im 19. Jahrhundert*, in: Manfred Hettling/Paul Nolte (Hgg.), *Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays*, München 1996, S. 151 ff.

⁵⁵⁾ Siehe Reinhart Koselleck, *Einleitung*, in: ders./Michael Jeismann (Hgg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994, S. 9 ff.

dem Spiel stand und sich die nationalen Eigenschaften wie nirgends sonst bewähren mußten, werden zu Geburtsstunden ganzer Nationen erklärt; „France was Marengo, Austerlitz and Jena“, schreibt Michael Howard, „Britain was Trafalgar [...], Russia was the Triumph of 1812. Germany was Gravelotte and Sedan. Italy was Garibaldi and the Thousand“⁵⁶⁾. Schon die Wortwahl zeigt an, daß die Nationen ihre Schlachtensiege nicht einfach nur erinnern, sondern praktisch mit ihnen identisch sind – Frankreich ‚war‘ Marengo, Austerlitz und Jena. Jede Distanz der erinnernden Nation zu den erinnerten Kriegserfahrungen ist aufgehoben, die Identifikation mit den militärischen Ereignissen gleichsam total geworden.⁵⁷⁾

Dieser Stellenwert des Militärischen für das nationale Selbstverständnis läßt den Mythen und Symbolen aus dem Kontext des Krieges eine herausragende Bedeutung zuwachsen; die Inszenierung von Krieg und Kriegserinnerung trägt wesentlich zur Konstituierung der nationalen Selbstwahrnehmung bei. Die Nationsidee im Spiegel der Kriegsdarstellung und -deutung aufzusuchen heißt, sie an einer ihrer Wurzeln zu fassen. Die Stilisierung des Krieges in der Ära der Einigungskriege gibt auch über die Gestalt des nationalen Denkens in diesem Zeitraum Auskunft. Vor allem die zuletzt noch von Dieter Langewiesche aufgeworfene Frage, ob die zunehmende Militarisierung des Nationalismus in Deutschland auch mit seiner Entbürgerlichung gleichzusetzen sei, kann vor diesem Hintergrund verfolgt werden.⁵⁸⁾ Läßt die Kommentierung des Krieges durch die bürgerliche Öffentlichkeit den Schluß zu, daß der liberale Nationalismus zugunsten eines konservativen Reichsnationalismus aufgegeben wurde? Ist die Amalgamierung der Nationsidee mit dem Krieg notwendigerweise ein Indiz für die Preisgabe traditionell-bürgerlicher Vorstellungen? Offenkundig spielt die grundsätzliche Einschätzung des Militarismus und Nationalismus während des Einigungsprozesses und im Kaiserreich ganz massiv in diese Fragen mit hinein. Der Versuch, sie zu beantworten, ist immer auch als ein Beitrag zu den Kontroversen um den deutschen Militarismus und Nationalismus im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu verstehen.

Wenn sich die Forschung bislang mit öffentlichen Kriegsdeutungen befaßt hat, stand zumeist das Medium des Denkmals im Vordergrund.⁵⁹⁾ Hier schien

⁵⁶⁾ Michael Howard, *War and the Nation State*, in: ders., *The Causes of Wars, and other Essays*, Cambridge, Mass. 21983, S. 26f.; ähnlich auch Ekkehart Krippendorff, *Staat und Krieg. Die historische Logik politischer Unvernunft*, Frankfurt/M. 1985, S. 313 ff.

⁵⁷⁾ Zum Zusammenhang von Krieg und Nationalismus grundsätzlich auch Karen Hagemann, *Nation, Krieg und Geschlechterordnung. Zum kulturellen und politischen Diskurs in der Zeit der antinapoleonischen Erhebung Preußens 1806–1815*, in: GG 22 (1996), H.4, S. 562–591; konkret am Beispiel von Militärfeiern auch Jakob Vogel, *Militärfeiern in Deutschland und Frankreich als Rituale der Nation (1871–1914)*, in: François/Siegrist/Vogel (Hgg.), *Nation und Emotion*, S. 199–218.

⁵⁸⁾ Dieter Langewiesche, *Reich, Nation und Staat in der jüngeren deutschen Geschichte*, in: HZ 254 (1992), S. 372 f.

⁵⁹⁾ Grundlegend hierzu Reinhart Koselleck, *Kriegerdenkmale als Identitätsstiftungen der*

eine Quelle vorzuliegen, die den Krieg mit dem Anspruch auf Dauer und Repräsentativität interpretierte und insofern für die Rekonstruktion historischer Kriegsbilder bestens geeignet sein mußte. Andere Medien, die weniger repräsentativ und von eher flüchtiger Konsistenz sind, haben unter dieser Fragestellung noch fast gar keine Beachtung gefunden. Wenn also hier mit der Kategorie der bürgerlichen Öffentlichkeit gearbeitet wird, dann steht eine Flut von Schrift- und Bildzeugnissen zur Untersuchung an, deren Deutungspotential hinsichtlich des Krieges erst sehr wenig beachtet worden ist. Allein die schriftlichen Darstellungen des Krieges, die in der Regel aus der Feder jener „protestantischen Theologen, Historiker, Schriftsteller, Beamten“ und „Gymnasiallehrer“⁶⁰⁾ stammen, die im 19. Jahrhundert in Deutschland für das nationale Milieu gesprochen haben, füllen ganze Bibliotheken. Nur die Selbstzeugnisse der Kriegsteilnehmer aus diesem Milieu – die Memoiren, Tagebücher und Briefe der Soldaten des Feldzuges von 1870/71 – sind bisher von einer wahrnehmungsgeschichtlich orientierten Forschung zur Kenntnis genommen worden.⁶¹⁾ Wahrnehmungsgeschichte meint hier allerdings das konkrete Interesse an den Alltagserfahrungen der Soldaten, an ihrer Bewertung der verschiedenen Probleme des Lebens im Felde, seien es eigene Verwundungen oder der Tod von Kameraden, Strapazen oder Krankheiten, das Verhältnis zu den Vorgesetzten oder zu Gleichgestellten; jene abstrakteren Vorstellungen vom Sinn und Wesen des Feldzuges, die als Elemente einer Deutungskultur des Krieges anzusprechen wären, werden von diesen auf der Ebene der Alltagskultur angesiedelten Untersuchungen kaum berührt. Naturgemäß tauchen abstrakte Reflexionen zum Krieg auch in den Selbstzeugnissen der gebildeten Kriegsteilnehmer nur relativ selten auf; ganz eindeutig dominieren der einfache Erlebnisbericht und die Beschreibung der täglichen Sorge um Ernährung, Unterkunft und körperliches Wohlergehen – nur selten schwingen sich die Autoren zu grundsätzlichen Stellungnahmen auf.⁶²⁾ Der Historiker muß gleichsam mit einer Harke

Überlebenden, in: Odo Marquardt/Karlheinz Stierle (Hgg.), *Identität*, München 1979; Michael Jeismann/Rolf Westheider, *Bürger und Soldaten. Deutsche und französische Kriegerdenkmäler zum Ersten Weltkrieg*, in: *Gewalt – Kriegstod – Erinnerung*, S. 6–16, sowie die Beiträge in Koselleck/Jeismann, *Der politische Totenkult*.

⁶⁰⁾ Hans-Ulrich Wehler, *Nationalismus, Nation und Nationalstaat in Deutschland seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert*, in: Ulrich Herrmann (Hg.), *Volk – Nation – Vaterland*, Hamburg 1996, S. 271.

⁶¹⁾ Rohkrämer, *Der Militarismus der „kleinen Leute“*; Kühlich, *Die deutschen Soldaten im Krieg von 1870/71*.

⁶²⁾ Bei den unveröffentlichten Selbstzeugnissen ist der Anteil dieser reflektierenden Passagen noch weitaus geringer; erst der Gang an die Öffentlichkeit hat viele Autoren offensichtlich zu weiterführenden Stellungnahmen veranlaßt. Wenn das unveröffentlichte Material nicht schon dadurch ausgeschlossen wäre, daß hier grundsätzlich mit der Kategorie Öffentlichkeit gearbeitet wird, ließe sich die Beschränkung auf edierte Selbstzeugnisse auch mit diesem Argument begründen. Siehe hierzu auch Kühlich, *Die deutschen Soldaten im Krieg von 1870/71*, S. 26f.

durch das Textmaterial hindurchgehen, in der all jene Passagen hängenbleiben, die eine Interpretation oder einen weiterführenden Kommentar beinhalten – und in diesem Sinne Deutungsmuster des Krieges sind. Bei den Kriegsbüchern, also den (pseudo-)historiographischen Darstellungen des gesamten Feldzuges, stellt sich die Situation etwas günstiger dar. Hier werden zumindest in den Einleitungs- und Schlußkapiteln in der Regel ausführliche Einschätzungen vorgenommen, die sich allerdings auch in den Hauptteilen noch zwischen langwierigen militärischen Schilderungen verbergen können. Bei der Zeitungsberichterstattung muß in ähnlicher Weise zwischen deskriptiv-informierenden und deutenden Passagen unterschieden werden. Besonders ergiebig hingegen sind (gedruckte) öffentliche Reden und Traktate, die ausdrücklich zu dem Zweck entstanden sind, den Zuhörern oder Lesern eine Erklärung und Interpretation der Ereignisse zu liefern.

Das gesamte Spektrum dieser kriegsdarstellenden Quellen, das im nächsten Kapitel noch ausführlicher vorgestellt wird, kann jedoch nur im Falle des deutsch-französischen Krieges aufgespannt werden. Bei den Kriegen von 1864 und 1866 muß die Zeitung als Quelle genügen; dies hat einerseits damit zu tun, daß die Überfülle des Materials grundsätzlich an einigen Stellen zur Beschränkung zwingt, andererseits aber auch mit dem Umstand, daß im Gefolge der vergleichsweise kurzen und unpopulären Kriege im Vorfeld der Reichseinigung kein so umfängliches und aussagekräftiges Schrifttum wie im Falle des Feldzuges von 1870/71 entstanden ist – kein Schrifttum also, das für das hier verfolgte Untersuchungsziel ergiebig genug wäre. Außerdem sind der Krieg um Schleswig-Holstein und der preußisch-österreichische Krieg, so vielschichtig ihre kontemporäre Wahrnehmung auch gewesen sein mag, nach der Entscheidung von 1870/71 sehr schnell und sehr einseitig in die Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges hineingepreßt worden; man zwang sie so lange in eine Trias, in eine homogene Reihe von drei aufeinander aufbauenden, ursächlich miteinander verknüpften Einigungskriegen hinein, bis sie nur noch wie die Vorstufen, ja wie die Präludien des großen Krieges gegen Frankreich erschienen. Vor diesem Hintergrund müssen die jeweils aktuellen, in den Zeitungen abgedruckten Kommentare zu den Kriegen von 1864 und 1866 als wesentlich aussagekräftiger gelten als ihre Aufbereitung in anderen, eher der Erinnerung und der Fixierung eines bestimmten Kriegsbildes verpflichteten Medien, wo ihre Deutung ohnehin später mit der Stilisierung des deutsch-französischen Krieges fast gänzlich zusammenfloß.

Beim Krieg von 1870/71 verhielt es sich, wie bereits erwähnt, fast durchweg anders. Hier wurde die zeitgenössische Wahrnehmung durch die retrospektive Darstellung im wesentlichen nur bestätigt; die kontemporäre Kriegsdeutung verfestigte sich zu einem Kriegsbild, das bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs Bestand hatte. Bei der Aufbereitung der Deutungsmuster, die in den verschiedenen Medien verwendet werden, ist also keine zeitliche Differenzierung, etwa im Sinne der Einteilung in bestimmte Phasen der Kriegsrezeption, gebo-

ten. Der Versuch einer solchen Einteilung führte nur zu unnötigen Wiederholungen. Bei der Untersuchung der verschiedenen Quellengruppen verhält es sich ähnlich; da es keine *spezifischen* Perspektiven gibt, keine Deutungsweisen, die für ein bestimmtes Medium typisch wären und von den Darstellungen in anderen Medien entschieden abwichen, erscheint es unsinnig, die einzelnen Quellengruppen getrennt voneinander abzuarbeiten. Auch hier entstünden nur ermüdende Wiederholungen. Alle Formen des öffentlichen Sprechens über den Krieg sind so offensichtlich denselben Deutungskonventionen verpflichtet, daß sich vielmehr ein Gliederungsprinzip empfiehlt, das den Stoff in bestimmte Sinnblöcke einteilt und nur innerhalb dieser Sinnblöcke noch einmal getrennt auf die Beiträge der einzelnen Medien eingeht.⁶³⁾

Die Sinnblöcke werden dabei nach Maßgabe der zentralen Probleme gebildet, die von der öffentlichen Darstellung und Diskussion der Einigungskriege immer wieder umkreist werden und nach deren Behandlung durch die bürgerlichen Kommentatoren hier gefragt wird. Dabei drängt sich eine Einteilung in zwei große Abschnitte auf. Im ersten Teil geht es um die Heeresverfassung, um die Frage, durch wen und in welcher Form der Krieg geführt wird. Wie werden das preußisch-deutsche Wehrpflichtsystem, wie das Konskriptionssystem der Heere Napoleons III. und wie die Volksarmeen und Freischärler Gambettas bewertet? Die Stellungnahme zu diesen verschiedenen Formen der Kriegführung und des Wehrsystems ist mit weitreichenden politischen Implikationen verbunden, die im einzelnen herauszuarbeiten sind. Das Konzept des „Volkes in Waffen“, das schließlich für Deutschland vereinnahmt und in immer neuen Wendungen gefeiert wird, ist in vielfältiger Weise mit grundlegenden politisch-sozialen Vorstellungen verknüpft – zwischen Heeresverfassung und Staatsverfassung finden zahlreiche Wechselwirkungen statt.

Der zweite Teil thematisiert den Zusammenhang von Krieg und Nationsbildung. Welche Gründungsmythen stellt der Krieg bereit, die für die Konstruktion einer nationalen Identität und für die Legitimation der politisch-sozialen Ordnung des Nationalstaats genutzt werden können? Gerade weil die Nation im Krieg zum ersten Mal als handelndes Subjekt in Erscheinung tritt, liegt es nahe, die im Krieg offenbarten Eigenschaften sogleich auch zu den Charakteristika der Nation zu erklären. Die bürgerlichen Kommentatoren interpretieren den Krieg als einen Ausnahmezustand, in dem die Nation gleichsam ihr Wesen offenbart. Die Armee, die im Juli 1870 mit ihrem unvermittelt-geschlossenen

⁶³⁾ Auf eine Quantifizierung der Deutungsmuster wird hierbei verzichtet. Sie hat nur dort Sinn, wo mit seriellen Quellen gearbeitet wird, wo also Gesamtmenngen von Quellen ausgezählt werden, auf die hin dann prozentuiert werden kann. Die Anzahl der Kriegsdarstellungen ist aber prinzipiell offen. Außerdem können Aussagen unterschiedlicher Sprecher und unterschiedlicher Publikationsorgane nicht einfach miteinander verrechnet werden; der Einfluß einer bestimmten Aussage auf das öffentliche Meinungsbild hängt schließlich ganz maßgeblich vom „Gewicht“ des jeweiligen Senders ab. Insgesamt ist also nur eine qualitative Analyse möglich.

Auftreten die Nation vorwegzunehmen scheint, zieht all die Attribute auf sich, die von der bürgerlichen Öffentlichkeit auch in die Nationalidentität hinein-konstruiert werden. Um welche Attribute es sich hierbei handelt und in welcher Weise man den Krieg grundsätzlich für die Selbstdefinition der Nation nutzt, wird in diesem Teil zu klären sein.

Von der oben beschriebenen Einteilung des Materials in Sinnblöcke sind die Bildquellen allerdings ausgenommen. Sie sollen in einem eigenständigen Abschnitt untersucht werden; schließlich sind visuelle Zeichen und Schriftzeichen, visuelle und sprachliche Kommunikation nicht ohne weiteres gleichzusetzen. Dennoch ist die grundsätzliche Einbeziehung von Bildquellen unverzichtbar. Schließlich war die Öffentlichkeit im Untersuchungszeitraum keineswegs mit der Schriftkultur identisch; der Krieg wurde nicht nur im Medium der Sprache, sondern auch im Medium des Bildes dargestellt und gedeutet. Eine Rekonstruktion der öffentlichen Kriegsdeutung bliebe unvollständig, wenn die Deutungsleistung der Bilder keine Beachtung fände. Zumal gerade der Vergleich zwischen den hier wie dort vorgetragenen Deutungen aufschlußreich sein kann: Verwendeten die Bilder dieselben Deutungsmuster wie die Texte, um sie nur mit ihren spezifischen Mitteln in Szene zu setzen, oder sprachen sie vielleicht eine ganz andere Sprache?

Solche und ähnliche Fragen werden seit einigen Jahren verstärkt an historische Bildquellen herangetragen. Überwunden ist der Standpunkt, daß Bilder, die vermeintlich vor allem schönen Schein produzieren, dem Historiker allenfalls zu Zwecken der Illustration dienen können; überwunden auch das Vorurteil, daß ein Medium wie etwa die Malerei nur im Elfenbeinturm einer kleinen Elite von Kunstsinnigen wirkt. Statt dessen besteht eine historische Ikonographie⁶⁴) darauf, daß *alle* in einer bestimmten Phase verfügbaren Bilder auch einen Beitrag zur Herstellung des visuellen Erlebnishorizonts der Zeitgenossen leisten, ja daß visuelle Zeichen in sämtlichen Kontexten menschlichen Handelns und Wahrnehmens eine so bedeutende Rolle spielen, daß deren Rekonstruktion ohne die Einbeziehung von Bildquellen zwangsläufig unvollständig bleiben muß. Gerade dort, wo es um die Vorstellungen geht, die sich Menschen von bestimmten Phänomenen gemacht haben, sind Bilder eine besonders aussagekräftige Quelle. Vorstellungen, Ideen und Deutungen sind auch visualisier-

⁶⁴) Grundlegend hierzu Klaus Herding/Rolf Reichardt, *Die Bildpublizistik der Französischen Revolution*, Frankfurt/M. 1989; Christoph Danelzik-Brüggemann, *Ereignisse und Bilder. Bildpublizistik und politische Kultur in Deutschland zur Zeit der Französischen Revolution*, Berlin 1996; mit Bezug auf die Wahrnehmung von Krieg auch Hubertus F. Jahn, *Patriotic Culture in Russia during World War I*, Ithaca/London 1995, bes. Kapitel 1; Christof Römer, *Die Bildwelt des Patriotismus und die Ikonographie seiner Helden in Deutschland (1806–1815)*, in: Ulrich Herrmann (Hg.), *Volk – Nation – Vaterland*, Hamburg 1996, S. 369–389; Detlef Hoffmann, *Das Volk in Waffen. Die Kreation des deutschen Soldaten im Ersten Weltkrieg*, in: Annette Graczyk (Hg.), *Das Volk. Abbild, Konstruktion, Phantasma*, Berlin 1996, S. 83–100.

bar; sich etwas vorzustellen heißt immer, sich ein Bild von etwas zu machen, und dieses Bild im metaphorischen Sinne wird ganz maßgeblich von Bildern im materiellen Sinne beeinflusst. Auch das Kriegsbild der Zeitgenossen der Einigungskriege ist durch Kriegsbilder geprägt worden. Während aber die Zeitgenossen immerhin noch die Chance hatten, dieses Bild durch die persönliche Anschauung zu korrigieren, gab es für die Nachgeborenen schon gar keine andere Möglichkeit mehr, als sich an den gemalten oder gedruckten Abbildungen zu orientieren. Ungefähr so, wie diese Abbildungen den Krieg präsentiert haben, muß er von den Betrachtern imaginiert worden sein.⁶⁵⁾ In diesem Sinne ist die Geschichte der visuellen Kriegsdarstellungen, wie zuletzt noch Peter Paret vorgeschlagen hat⁶⁶⁾, auch als eine Vorstellungsgeschichte des Krieges im Medium des Bildes zu schreiben.

Vor diesem Hintergrund erscheint es möglich, die im Zusammenhang mit den literarisch-publizistischen Quellen diskutierten Fragen ohne Vorbehalt auch an die bildlichen Darstellungen des Krieges heranzutragen.⁶⁷⁾ Das Problem der Heeresverfassung etwa kann sehr wohl auch mit visuellen Mitteln behandelt werden. Hier wäre beispielsweise danach zu fragen, welche Truppenteile bevorzugt gezeigt und welche anderen auffällig selten dargestellt werden; wie das Führungspersonal präsentiert wird und wie sich das Verhältnis von Offizieren und Mannschaften darbietet; wie der einzelne in Relation zur Gemeinschaft gezeigt wird und welche Formen das gemeinsame Agieren in größeren Verbänden annimmt. Der Themenkomplex Krieg und Nation findet in der gesamten Zeichnung der Armee seinen Niederschlag, in den Attributen, die den Soldaten beigegeben werden, und in den Mythen, welche die Bilder zwar nicht vollständig erzählen, auf die aber doch angespielt wird. Um diese nationale Selbstdefinition im Medium des Bildes zu entschlüsseln, wird der Vergleich mit den Deutungsmustern der literarisch-publizistischen Quellen sicherlich hilfreich sein, ohne daß aber der Fehler gemacht werden darf, die Aussagen beider Quellengruppen voreilig in eins zu setzen und damit die Eigengesetzlichkeit der visuellen Kommunikation zu unterschlagen. Die Bilder sind mehr als nur Illustrationen dessen, was im Medium der Sprache womöglich viel deutlicher und viel präziser zum Ausdruck gebracht werden kann.

⁶⁵⁾ Zur grundsätzlichen Bedeutung von Bildquellen für eine Geschichte des kollektiven Imaginären auch Jacques Le Goff, *Phantasie und Realität im Mittelalter*, Stuttgart 1990.

⁶⁶⁾ Peter Paret, *Imagined Battles. Reflections of War in European Art*, Chapel Hill, N.C./London 1997.

⁶⁷⁾ Zur genaueren Kennzeichnung der verwendeten Bildsorten und des methodischen Vorgehens bei der Bildanalyse siehe die einschlägigen Kapitel.

Krieg und Bürger in der deutschen
Geschichte des 19. Jahrhunderts –
Profile einer ambivalenten Beziehung

I. Medien der Kriegsdarstellung als Quellen einer Ideen- und Wahrnehmungsgeschichte des Krieges

Seit es Kriege gibt, stellt sich das Problem ihrer Schilderung. Die Resultate der Schlachten und Feldzüge sollen den Interessierten bekanntgegeben, ganze Kriegsverläufe der Nachwelt überliefert werden. Schon in der Antike widmeten sich Autoren wie Herodot oder Livius der literarischen Bewältigung mehrjähriger Völkerkriege. Der Läufer von Marathon bezahlte die Überbringung der Botschaft vom Sieg der Griechen über die Perser mit seinem Leben.

In den Zeiten geringer Schriftlichkeit war selbstverständlich auch der Kriegsbericht in erster Linie Aufgabe der mündlichen Kommunikation; er entzieht sich folglich weitgehend dem Zugriff des Historikers. Bei der Weitergabe der Nachrichten von Mund zu Ohr waren gewiß der gewollten und ungewollten Entstellung der Ereignisse keine Grenzen gesetzt. Lieder und Dichtungen trugen noch zusätzlich zur Stilisierung des Geschehens bei.

Greifbar werden solche Darstellungen in stärkerem Maße seit der Erfindung des Buchdrucks. Seit dem 16. Jahrhundert liegen gedruckte Volkslieder, Pamphlete und Flugblätter vor; im 17. Jahrhundert wurden bereits Bilderbogen und Einblattdrucke als sogenannte „Neue Zeitungen“ vertrieben. Propagandaabsichten der Kriegsparteien und das Interesse der Hersteller am Verkauf begehrter Informationen zum Kriegsgeschehen sind zumeist Motiv solcher Publikationen gewesen.¹⁾

Mit dem Entstehen von Öffentlichkeit und öffentlicher Meinung im 18. Jahrhundert wuchs auch der Wunsch nach deren Beeinflussung; wenn die öffentliche Meinung zu einem politischen Faktor wird, ist es wichtig, sie auf der eigenen Seite zu wissen. Friedrich der Große griff während der Schlesischen Kriege und während des Siebenjährigen Krieges oftmals selbst zur Feder, um die preußischen Zeitungen mit Kriegsberichten zu versorgen.²⁾ Einige Jahrzehnte später perfektionierte Napoleon Bonaparte dieses System, indem er bei seinen Kriegszügen sogar eigene Felddruckereien mitführte, die für den nötigen Ausstoß an Flugblättern und anderem Propagandamaterial sorgten. Dabei übernahm der Feldherr auch persönlich die Autorschaft von Bulletins und Schlachtenbeschreibungen.³⁾ Neben der offiziellen Berichterstattung traten

¹⁾ Wilfried B. Lerg, Geschichte der Kriegsberichterstattung. Ein Literaturbericht, in: Publistik 1992, S. 407.

²⁾ Johann Gustav Droysen, Kriegsberichte Friedrichs des Großen aus den beiden schlesischen Kriegen, in: Militair-Wochenblatt, Beiheft VIII (1875), S. 238 ff.; ders. (Hg.), Die preußischen Kriegsberichte der beiden schlesischen Kriege, in: Militair-Wochenblatt, Beiheft IX (1876), S. 305; auch Friedrich Bertkau u.a., Kriegsberichterstattung, in: Walther Heide (Hg.), Handbuch der Zeitungswissenschaft, Bd. 2, Leipzig 1940, S. 2673 f.

³⁾ Lorenz Fischaleck, Napoleon und die Presse, in: Zeitungswissenschaft 13 (1938),

während der napoleonischen Kriege auch bereits erste eigenständige Kriegszeitungen hervor⁴⁾, die sich zwar ebenfalls in den Dienst der Regierungen stellten, aber immerhin von der besonderen Initiative einiger Journalisten und Schriftsteller zeugten.⁵⁾ So wurde in Berlin im Oktober 1805 im Schatten der Schlacht von Austerlitz der „Telegraph“ aus der Taufe gehoben, ein „Journal der neuesten Kriegsbegebenheiten“⁶⁾, und Friedrich Schlegel begründete im Juni 1809 im Hauptquartier des Erzherzogs Karl die „Österreichische Zeitung“, ein Blatt, das den Feldzug gegen Frankreich bis zur endgültigen Niederlage Österreichs mit Berichten und Proklamationen begleitete.⁷⁾

Die Expansion des Zeitungsmarktes im Verlauf des 19. Jahrhunderts ließ die Zeitung zum maßgeblichen Medium der Kriegsberichterstattung werden. Dabei geht es nicht nur um quantitative Zuwächse, sondern auch um die grundlegende Neuheit, daß mit der Zeitung letztendlich ein Forum neutraler Berichterstattung geschaffen wurde. Trotz unterschiedlicher Eingriffsmöglichkeiten der Zensur und anderweitiger Manipulationen haben sich die meisten größeren Zeitungen im 19. Jahrhundert eine weitgehende Unabhängigkeit bewahrt. Im Kriegsfall druckten sie keine amtlichen Bulletins ab, sondern entsandten eigene Berichtersteller zu den Kriegsschauplätzen, die aufgrund selbständiger Beobachtungen zu den Kampfhandlungen Stellung nahmen.⁸⁾ Die Konsequenzen dieser neuen Form der Berichterstattung wurden während des Krimkriegs besonders deutlich sichtbar⁹⁾, als William Howard Russell für die Londoner Times von den Epidemien in den Lagern der Alliierten berichtete. Seine Reportagen von den katastrophalen hygienischen Bedingungen in den Truppenunterkünften schockierten die englische Öffentlichkeit so sehr, daß sich die Regie-

S. 100 f.; Hermann Giehrl, *Der Feldherr Napoleon als Organisator. Betrachtungen über seine Verkehrs- und Nachrichtenmittel, seine Arbeits- und Befehlsweise*, Berlin 1911, S. 56.

⁴⁾ Zur Zeitungsberichterstattung während der Befreiungskriege generell Jürgen Wilke, *Der nationale Aufbruch der Befreiungskriege als Kommunikationsereignis*, in: Ulrich Herrmann (Hg.), *Volk – Nation – Vaterland*, Hamburg 1996, S. 353 ff.

⁵⁾ Bertkau u. a., *Kriegsberichterstattung*, in: Heide (Hg.), *Handbuch*, Bd. 2, S. 2678; auch Friedrich Bertkau, *Krieg und Presse*, in: ebd., S. 2625, sowie Robert Schmelzer, *Aus der Geschichte der Kriegsberichterstattung*, in: *Zeitungswissenschaft* 15 (1940), H. 2, S. 70 f.

⁶⁾ Ursula E. Koch, *Berliner Presse und Europäisches Geschehen 1871. Eine Untersuchung über die Rezeption der großen Ereignisse im ersten Halbjahr 1871 in den politischen Tageszeitungen der Reichshauptstadt*, Berlin 1978, S. 48.

⁷⁾ Ernst Behler, *Friedrich Schlegel in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek 1978, S. 110.

⁸⁾ Scott D. Denham, *Visions of War. Ideologies and Images of War in German Literature Before and After the Great War*, Bern u. a. 1992, S. 33.

⁹⁾ In der Forschung ist der Krimkrieg als der erste ‚Pressekrieg‘ in der Geschichte bezeichnet worden. Siehe Thomas Dominikowski, ‚Massen‘medien und ‚Massen‘krieg. Historische Annäherungen an eine unfriedliche Symbiose, in: Martin Löffelholz (Hg.), *Krieg als Medienereignis. Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation*, Opladen 1993, S. 37.

rung zur nachdrücklichen Verbesserung der Versorgung ihrer Soldaten am Schwarzen Meer entschließen mußte.¹⁰⁾

Russell, der auch nach dem Krimkrieg auf allen Kriegsschauplätzen der sechziger und siebziger Jahre anzutreffen war¹¹⁾, wurde zum Prototyp des zivilen Kriegsberichterstatters, des Zeitungsreporters auf dem Schlachtfeld. Zahllose Korrespondenten zogen in seinem Gefolge den Truppen nach und versuchten die Arbeitsweise ihres Vorbilds zu imitieren: unter Lebensgefahr einen Beobachtungspunkt in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes erreichen, noch während der Kampfhandlungen oder in der Nacht darauf einen Bericht abfassen, diesen Bericht auf schnellstem Wege, sei es per Telegraph, sei es per Brief, der Heimatredaktion zuleiten.

Im Amerikanischen Bürgerkrieg war die Nachfrage nach Kriegsnachrichten bereits so groß, daß es während der Kriegsjahre zu einer gewaltigen Aufblähung des Zeitungsmarktes in den USA kam.¹²⁾ Louis M. Starr hat von dieser „news revolution“ außerdem die Beobachtung abgeleitet, daß der *Reporter* anstelle des Herausgebers oder des politischen Essayisten zur Leitfigur des amerikanischen Journalismus avancierte.¹³⁾ Im Krieg schlossen sich die Reporter zu einem Verband zusammen, den sie ironisch als „Bohemian Brigade“¹⁴⁾ bezeichneten – Ausdruck des Galgenhumors dieser häufig in Lebensgefahr schwebenden Journalisten. Zu ihren bekanntesten Vertretern gehörten Januarius A. MacGahan, die Brüder Vizetelly, Bennet Burleigh und Edmond O'Donovan.¹⁵⁾ Die Reportagen der „Bohemians“ informierten die amerikanischen Zeitungsleser so exakt über den Kriegsverlauf, daß eine große Schar von Schlachtfeldtouristen imstande war, aufgrund einer genauen Kenntnis der Truppenbewegungen rechtzeitig vor Eröffnung der Schlacht bei Bull Run in der Nähe des Kampfplatzes einzutreffen, um den ersten großen Sieg der Konföderierten als Augenzeugen zu verfolgen.¹⁶⁾ Blieben solche Formen von Schlachtfeldtourismus auch selten, so war doch die Informationsdichte bemer-

¹⁰⁾ Phillip Knightley, *The First Casualty. From the Crimea to Vietnam: The War Correspondent as Hero, Propagandist, and Myth Maker*, New York/London 1975, S. 9 ff.

¹¹⁾ Ebd., S. 5; John B. Atkins, *The Life of Sir William Howard Russell. The First Special Correspondent*, 2 Bde., London 1911, passim; Rupert Furneaux, *The first war correspondent. William Howard Russell of „The Times“*, London u. a. 1945, passim.

¹²⁾ Louis M. Starr, *Bohemian Brigade. Civil War Newsmen in Action*, Madison, Wisc. 1987, S. XXII; zur Kriegsberichterstattung in den amerikanischen Zeitungen auch J. Cutler Andrews, *The North Reports the Civil War*, Pittsburgh, Pa. 1955; Bernard A. Weisberger, *Reporters for the Union*, Boston 1953; Emmet Crozier, *Yankee Reporters 1861–65*, New York/Oxford 1956.

¹³⁾ Starr, *Bohemian Brigade*, S. XIII.

¹⁴⁾ William C. Davis/Bell I. Wiley (Hgg.), *Photographic History of the Civil War*, Bd. 2, New York 1994, S. 119.

¹⁵⁾ Frederick L. Bullard, *Famous War Correspondents*, New York 1974, S. 115 ff., 192 ff., 231 ff. und 247 ff.

¹⁶⁾ Ken Burns, *The Civil War – Der Amerikanische Bürgerkrieg*, München 1992, S. 34.

kenswert, die von den Zeitungen in allen Teilen des Landes erzeugt wurde. Jeder, der lesen konnte, wußte, wie dick die Wände von Ford Sumter waren, schreibt Starr in zugespitzter Formulierung¹⁷⁾, und er schlußfolgert daraus, daß erst die Zeitungen den Krieg zum „people's war“¹⁸⁾ gemacht haben, zu einem Krieg also, in den die gesamte Nation involviert war.

Die Einbeziehung der Nation in das Kriegsgeschehen ist also einerseits Folge der Medienrevolution des 19. Jahrhunderts, der zunehmenden Leistungsfähigkeit der Medien bei der sprachlichen und bildlichen Vergegenwärtigung des Geschehens. Andererseits trägt umgekehrt aber auch der Prozeß der Nationalisierung von Staat und Gesellschaft seinerseits zur Verstärkung des Interesses der Bevölkerung an den Kriegsereignissen bei. Ein Krieg, den nicht Fürsten, sondern Nationen führen, wird für jeden Einwohner zur persönlichen Schicksalsfrage. Das Interesse jedes Mitgliedes der Nation und damit jedes Mitverantwortlichen für den Krieg wird von den Zeitungen genauso geweckt wie befriedigt. Erst die Zeitung stellt die Anbindung der Nation an den Krieg wirklich her.¹⁹⁾

Die Berichterstattung zum Amerikanischen Bürgerkrieg repräsentiert den Stand der technischen Möglichkeiten, der auch für die Reichseinigungskriege in Deutschland zu veranschlagen ist – mit der Einschränkung freilich, daß in Deutschland mit geringeren Ressourcen und stärkeren Eingriffen der Obrigkeit gerechnet werden mußte. Telegraphenkabel waren rar und zumeist der unmittelbaren militärischen Nutzung vorbehalten. Sogar während des großen Krieges gegen Frankreich durften die meisten deutschen Korrespondenten den Telegraphen nicht benutzen und blieben auf das zeitaufwendigere Versenden von Briefen angewiesen.²⁰⁾ Im Notfall wurden sogar Kurierdienste eingerichtet; die Nachricht von der Schlacht am Spicherer Berg wurde von Saarbrücken aus mit einer Stafette in die Redaktion der „Kölnischen Zeitung“ gebracht.²¹⁾ Es war ohnehin nicht einfach, überhaupt eine Zulassung zu den Hauptquartieren der Armeen zu erhalten, wo erfahrungsgemäß die meisten Informationen zusammenflossen.²²⁾ Gewöhnlich war fürstliche Protektion vonnöten, um hier zu

¹⁷⁾ Starr, *Bohemian Brigade*, S. 11.

¹⁸⁾ Ebd., S. 350.

¹⁹⁾ Zur Rolle von Alphabetisierung und Zeitungslektüre im Prozeß der Nationalisierung siehe Otto Dann, *Nationalismus und sozialer Wandel in Deutschland*, in: ders. (Hg.), *Nationalismus und sozialer Wandel*, Hamburg 1978, S. 110ff., sowie Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt/M. u. a. 1988, S. 41 u. S. 82.

²⁰⁾ Koch, *Berliner Presse*, S. 34 u. S. 194 f.

²¹⁾ Hans Wachenhusen, *Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren*, Bd. 2, Straßburg 1890, S. 274.

²²⁾ Von den Schwierigkeiten, eine Zulassung für die deutschen Hauptquartiere zu erhalten, berichtet der österreichische Korrespondent Heinrich Pollak in seinen Memoiren (P. Heinrich [d.i. Heinrich Pollak], *Erlebnisse eines Kriegskorrespondenten aus den Jahren 1859, 1866 und 1870*, Wien 1908, bes. S. 273 ff.).

reüssieren; viele Korrespondenten mußten sich ohne Anbindung an ein Hauptquartier durchschlagen oder sogar Informationen aus zweiter Hand verwenden. Besonders beliebt waren dabei die englischen Zeitungen, die ihren Berichterstatern zumeist die Nutzung von Telegraphenleitungen ermöglichen konnten.²³⁾ „Times“ und „Daily News“ wiesen das geringste „time lag“ zwischen Ereignis und Abdruck der Nachricht auf und waren insofern eine beliebte Quelle für säumige Kollegen.²⁴⁾ Das relativ freie Herumziehen in den Kampfgebieten hatte zudem den Nachteil, die Berichterstatter immer wieder dem Spionageverdacht auszusetzen. Theodor Fontane ist das prominenteste Beispiel; er wurde am 5. Oktober 1870 in Domrémy bei Orléans als vermeintlicher Spion verhaftet und geriet für mehrere Wochen in französische Kriegsgefangenschaft.²⁵⁾ Bekannt wurde auch der Fall zweier Korrespondenten des „Gaulois“ und des „Figaro“, die zur Beobachtung der Schlacht von Wörth auf einem alten Turm Posten bezogen hatten und dort von den Deutschen, ebenfalls wegen des Verdachts der Spionage, in Haft genommen wurden.²⁶⁾ Noch schlechter erging es dem „Times“-Berichterstatter Pemberton, der am 1. September 1870 bei Douay von einer französischen Kugel getötet wurde.²⁷⁾

Trotz dieser Risiken und Schwierigkeiten rückte im Spätsommer 1870 ein beachtliches Heer deutscher Kriegsberichterstatter in Frankreich ein. Die Berliner „Nationalzeitung“ beschäftigte während der sieben Kriegsmonate mehr als zehn Korrespondenten in Frankreich.²⁸⁾ Wenn die Zeitungen keine eigenen Reporter mit Kriegserfahrung aufbieten konnten, beauftragten sie oftmals schriftgewandte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens mit der schwierigen Mission im Feindesland. Der Reichstagsabgeordnete Hans Blum, Sohn des Re-

²³⁾ Elisabeth Wentz, Die Behandlung des Deutsch-Französischen Krieges 1870–71 in der englischen Presse. Ein Beitrag zur Geschichte der Kriegsberichterstattung, Bd. 2, Würzburg 1940, S. 20 u. S. 52; zu den besonderen Leistungen der Londoner Nachrichtenagentur Reuter siehe Oskar Meding, Memoiren zur Zeitgeschichte, Bd. 1, Leipzig 1881, S. 330 ff.

²⁴⁾ Nach Sedan informierte Bismarck infolgedessen zuerst die englischen Berichterstatter, die den Ausgang der Schlacht schneller als ihre Kollegen der europäischen Öffentlichkeit bekanntgeben konnten (Max Dittrich, König Albert und seine Sachsen im Felde 1849, 1866, 1870–1871, Berlin ³1898, S. 74 f.).

²⁵⁾ Günter Jäckel, Fontane und der Deutsch-Französische Krieg 1870/71, in: Fontane-Blätter 2,2 (1970), S. 99.

²⁶⁾ Paul Hassel, Der Gaulois in Wörth, in: Grenzboten 29 (1870), Bd. 3, S. 340 ff.; auch William H. Russell, Kriegstagebuch, Leipzig 1874, S. 22 f.; Adolf Kayser, Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzuge 1870/71, Nördlingen 1889, S. 25 f.; Georg Müller, Kriegs-Erinnerungen eines Elsässers 1870–71, Weißenburg i.E. 1894, S. 192; Karl Klein, Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870, München ²⁶1910, S. 141 ff.

²⁷⁾ Friedrich Bertkau u.a., Kriegsberichterstattung, in: Heide (Hg.), Handbuch, Bd. 2, S. 2681; auch Constantin von Voigts-Rhetz, Briefe aus den Kriegsjahren 1866 und 1870/71, Berlin 1906, S. 109; Ernst Freiherr von Plener, Erinnerungen, Bd. 1, Stuttgart/Leipzig 1911, S. 251.

²⁸⁾ Koch, Berliner Presse, S. 69.

volutionärs Robert Blum, ließ sich von der Familienzeitschrift „Daheim“ in Dienst nehmen;²⁹⁾ Gustav Freytag reiste für die „Grenzboten“ nach Frankreich und durfte sich dem Hauptquartier des preußischen Kronprinzen anschließen.³⁰⁾ Die „Kölnische Zeitung“ entsandte Hans Wachenhusen, der schon 1864 in Schleswig gewesen war und den Sturm auf die Düppeler Schanzen von einem Signalturm aus mit dem Fernrohr beobachtet hatte.³¹⁾ Der Historiker Paul Hassel, Dozent an der Berliner Universität, schrieb für den „Königlich Preußischen Staats-Anzeiger“ und für die „Nationalzeitung“³²⁾; Ludwig Pietsch, Journalist und Zeichner, belieferte die „Vossische Zeitung“³³⁾, während die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ einmal mehr der Erfahrung Friedrich Wilhelm Hackländers vertraute, der schon 1849 und 1859 aus Italien berichtet hatte.³⁴⁾ Im elsässischen Merzweiler wurde 1870, gewissermaßen als Pendant zur amerikanischen ‚Bohemian Brigade‘, von Pietsch, Hassel und Freytag scherzhaft ein „Hauptquartier für deutsche Litteratur und Kunst“ eingerichtet.³⁵⁾

Die gewährte oder verweigerte Zulassung der Berichterstatter zu den Hauptquartieren kann als Mittel indirekter Pressezensur interpretiert werden. Darüber hinaus kamen auch direkte Zensurmaßnahmen zum Tragen. In der hektischen Phase der Mobilmachung wurden kritische Blätter mit Verboten belegt. Heinrich von Sybel berichtet von der Beschlagnahme ultramontaner und demokratischer Zeitungen in Bayern.³⁶⁾ Das herrschende Presserecht hielt die Möglichkeit bereit, durch den Entzug der Konzession oder die Verweigerung des Postvertriebs unliebsame Publikationen sehr schnell zum Verstummen zu bringen. Zusätzlich wurde mit Sondermaßnahmen auf die Presse Einfluß genommen; so verbot ein Dekret vom Januar 1871 allen Soldaten die Lektüre der oppositionellen „Berliner Volkszeitung“³⁷⁾. Diesen Formen der Unterdrückung gesellten sich Maßnahmen der aktiven Presselenkung bei. Bismarcks Pressestelle, das von Moritz Busch geleitete „Litterarische Büro“, versorgte nicht nur

²⁹⁾ Hans Blum, *Lebenserinnerungen*, Bd. 1, Berlin 1907, S. 305.

³⁰⁾ Ernst Deuerlein (Hg.), *Die Gründung des Deutschen Reiches 1870/71 in Augenzeugenberichten*, München 1977, S. 70.

³¹⁾ Hans Wachenhusen, *Von den Düppeler Schanzen. Skizzen aus den preußischen Vorpösten-Lagern*, Berlin 1864, S. 78 f.

³²⁾ Paul Hassel, *Von der dritten Armee. Kriegsgeschichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870–71*, Leipzig 1872, S. XI.

³³⁾ Annegret Fleer, *Der deutsche Kriegsbericht und die Kriegsberichterstatter in den deutschen Einheitskriegen. Ein Beitrag zur Geschichte des Kriegsberichtes*, Diss. Berlin 1944, S. 121.

³⁴⁾ Ebd., S. 13 ff.; auch Friedrich Wilhelm Hackländer, *Der Roman meines Lebens*, Bd. 2, Stuttgart 21879, S. 251 ff. u. 268 ff.

³⁵⁾ Ludwig Pietsch, *Von Berlin nach Paris. Kriegsbilder (1870–1871)*, Berlin 1871.

³⁶⁾ Heinrich von Sybel, *Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.*, Bd. 7, München/Leipzig 41894, S. 361.

³⁷⁾ Kaiser Friedrich III., *Das Kriegstagebuch von 1870/71*, Berlin/Leipzig 1926, S. 312.

regierungstreue Blätter wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mit Informationen³⁸⁾, sondern nahm auch, teils von Schmiergeldern unterstützt, auf andere Zeitungen Einfluß.³⁹⁾ Dennoch sollte man das Ausmaß der Pressemanipulation in der Zeit der Einigungskriege nicht überschätzen.⁴⁰⁾ Die Zensur steckte einen Rahmen ab, der immer noch eine so große Bandbreite möglicher Äußerungen zuließ, daß die tatsächlich von den Zeitungen eingenommenen Standpunkte signifikant blieben. Von einer simplen Wiedergabe offiziell vorgeformulierter Sprachregelungen konnte keine Rede sein. Im übrigen mußten die meisten Zeitungen im Jahr 1870 zu einem nationalistischen und kriegsfreundlichen Kurs keineswegs gezwungen werden, sie wählten ihn aus freiem Entschluß.⁴¹⁾

Die Kriegsberichterstattung in der Phase der Reichseinigungskriege ruhte also in erster Linie auf den Schultern der Journalisten; die Zeitungen berichteten in einem zeitlichen Abstand von oft nur drei oder vier Tagen von den Kriegsereignissen und wurden von den Zeitgenossen als bevorzugtes Auskunftsmittel genutzt. Eine Wahrnehmungsgeschichte der Einigungskriege fragt aber nicht nur nach der Kriegsberichterstattung im engeren Sinne, sie nimmt auch jede andere Form der Kriegsdarstellung in den Blick, die Rückschlüsse auf Wahrnehmungs- und Deutungsmuster erlaubt. Damit weitet sich die Geschichte der Kriegsberichterstattung zu einer Geschichte der Kriegsdarstellung in den unterschiedlichsten Medien aus. Kriterium bei der Auswahl dieser Medien muß ein klarer, wenn auch niemals ganz eindeutiger Bezug zum bildungsbürgerlichen Publikum sein.

Die Erörterung der einzelnen Medien der Kriegsdarstellung ist im Sinne der ideen- und wahrnehmungsgeschichtlichen Fragestellung gleichzeitig Präsentation und Diskussion des verwendeten Quellenmaterials. Die Darstellungsweisen in den verschiedenen Medien werden auf das Bild hin befragt, das sie vom Krieg zeichnen und vermitteln. Jede Darstellung ist Bestandteil der öffentli-

³⁸⁾ Moritz Busch, *Tagebuchblätter*, Bd. 1, Leipzig 1899, S. 2; in der Forschung Lothar Gall, *Bismarck. Der weiße Revolutionär*, Frankfurt/M. u. a. 1981, S. 266; Richard Kohnen, *Pressepolitik des Deutschen Bundes. Methoden staatlicher Pressepolitik nach der Revolution von 1848*, Tübingen 1995, S. 135 ff.

³⁹⁾ Michael Hughes, *Nationalism and Society. Germany 1800–1945*, London u. a. 1988, S. 125.

⁴⁰⁾ Zumal schon pragmatische Gründe – die ständig wachsende Menge der Zeitungen, der Zeitmangel bei der Kontrolle – eine wirkungsvolle Aufsicht nahezu unmöglich machten. Siehe Wolfram Siemann, *Ideenschmuggel. Probleme der Meinungskontrolle und das Los deutscher Zensoren im 19. Jahrhundert*, in: *HZ* 245 (1987), S. 104. Daß das ‚Bundespreßgesetz‘ von 1854 schon aufgrund der Sonderregelungen in den verschiedenen Einzelstaaten relativ ‚zahnlos‘ blieb, hat neuerdings noch einmal Richard Kohnen festgestellt (Kohnen, *Pressepolitik des Deutschen Bundes*, S. 54 u. 66).

⁴¹⁾ Zu diesem Urteil kommt auch Wolfgang J. Mommsen, *Das Ringen um den nationalen Staat. Die Gründung und der innere Ausbau des Deutschen Reiches unter Otto von Bismarck 1850 bis 1890*, Berlin 1993, S. 233.

chen Präsentation des Krieges und insofern auch Element seiner Deutungskultur. Daß den Zeitungen hierbei eine entscheidende Rolle zuwächst, steht außer Frage; mehr als die anderen Formen der Kriegsdarstellung, mehr als Memoiren und Kriegsbücher, mehr als Reden und Vorträge, mehr als Gemälde und Fotografien tragen sie zur Konstruktion des Bildes bei, das die Gebildeten sich vom Krieg machen. Der Rolle und Funktion der Zeitungen während der Einigungskriege muß also noch ein genauerer Blick gehören.

Voraussetzung für die Lektüre von Zeitungen ist selbstverständlich Lesefähigkeit. In Preußen hatte die allgemeine Schulpflicht die Alphabetisierungsquote bei den Heranwachsenden in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts bereits auf etwa 91% eines Jahrgangs hochgetrieben⁴²⁾; bezogen auf die Gesamtbevölkerung kann von einem Verhältnis von potentiellen Lesern zu Nicht-Lesern wie 3:1 gesprochen werden.⁴³⁾ Aus dieser Alphabetisierungsquote resultierte zwar durchaus auch eine „Leserevolution“⁴⁴⁾, doch das regelrechte Halten einer Zeitung blieb aus Kostengründen zunächst weiterhin den begüterten Schichten vorbehalten. Wer sich ein Abonnement nicht leisten konnte, hatte allerdings noch die Chance, in Caféhäusern, Bibliotheken oder Lesegesellschaften verschiedene Blätter einzusehen. Zur Jahrhundertmitte, urteilt Rolf Engelsing, war das Halten einer Zeitung im deutschen Mittelstand noch unüblich, erst seit der Reichsgründung begann es langsam ‚dazuzugehören‘, zum Regelfall zu werden.⁴⁵⁾ So nehmen sich die Auflagenhöhen der deutschen Zeitungen in den sechziger Jahren noch recht bescheiden aus. Die „Vossische Zeitung“ wurde 13000mal gedruckt, die „Nationalzeitung“ brachte es nur auf 8500 Exemplare; zu den Spitzenreitern gehörten die „Berliner Volkszeitung“ mit 22000 Exemplaren und die „Kölnische Zeitung“, die immerhin 17000 zahlende Leser hatte.⁴⁶⁾ Zieht man zum Vergleich die Auflagenhöhen englischer Zeitungen heran, dann zeigt sich, daß in Großbritannien die Entwicklung zum Massenblatt bereits sehr viel früher einsetzte; Zeitungen wie die „Daily News“ oder der „Daily Telegraph“ erreichten schon am Ende der fünfziger Jahre Auflagenhöhen von 150000 bzw. 200000 Exemplaren.⁴⁷⁾ In Deutschland hinge-

42) Rolf Engelsing, *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*, Stuttgart 1973, S. 103.

43) Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1993, S. 587.

44) Ebd., S. 589.

45) Wolfgang von Ungern-Sternberg, *Medien*, in: Christa Berg u. a. (Hgg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*. Bd. III: 1800–1870. Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches, hg. von Karl-Ernst Jeismann und Peter Lundgreen, München 1987, S. 399.

46) Ebd., S. 398 f.; ähnliche Zahlen nennt Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849–1914, München 1995, S. 438.

47) Richard D. Altick, *The English Common Reader. A Social History of the Mass Reading Public 1800–1900*, Chicago/London 1957, S. 355.

gen blieben die Zeitungen bis 1871 zumindest auf der Ebene von Kauf und Abonnement ein relativ exklusives Medium, das sich primär an die Mitglieder der begüterten städtischen Bildungsschicht richtete. Die „bürgerliche Bildungs- (und Ober-)schicht, vornehmlich der Stadt“, ist fraglos der „Kern, von dem die Leserevolution ausgeht und sich verbreitet“; doch „ihre Literatur ist im Gegensatz zur Hof- und Gelehrtenliteratur der alten Welt ausbreitungs-, ist ‚sinkfähig‘“⁴⁸). Schrittweise werden seit der Jahrhundertmitte die Mittel- und schließlich auch Teile der Unterschichten an die Lesekultur herangeführt.

Nach der Rolle der Zeitungen in den Reichseinigungskriegen zu fragen, heißt nicht nur, die Leistungen auf dem Gebiet der Kriegsberichterstattung zu beschreiben. Auch in anderer Form nahmen die Zeitungen auf das Kriegsgeschehen Einfluß. Schon beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges im Juli 1870 spielten die Zeitungen eine wichtige Rolle. Bismarck ließ die von ihm redigierte Emser Depesche in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ abdrucken und löste damit den bekannten Protest in der französischen Öffentlichkeit aus. Napoleon III. hat nach dem verlorenen Krieg sein Verhalten in der Julikrise häufig damit gerechtfertigt, daß die öffentliche Meinung in Frankreich, hauptsächlich repräsentiert von den Pariser Zeitungen, soviel Öl in das Feuer des Konflikts um die spanische Thronkandidatur gegossen hätten, daß ihm fast gar nichts anderes mehr übriggeblieben sei, als Preußen den Krieg zu erklären. Handelt es sich hierbei auch gewiß um eine nachträgliche Stilisierung der tatsächlichen Abläufe⁴⁹), so bleibt doch unbestritten, daß die Emser Beleidigungsaffäre in ganz entscheidendem Maße von den Zeitungen ‚gemacht‘ wurde. Der Krieg von 1870/71 gehört zu den ersten Kriegen in der Geschichte, die von Beginn an von der öffentlichen Meinung begleitet und beeinflusst wurden.⁵⁰)

In der zweiten Phase des Krieges, als die französische Regierung der nationalen Verteidigung den uneingeschränkten Volkskrieg proklamierte, wurden die propagandistischen Möglichkeiten der Zeitung noch einmal weidlich ausgenutzt. Die Presse sollte das Nationalbewußtsein der Franzosen stärken und sie zu Widerstandsaktionen gegen die deutschen Invasoren anstacheln. Gambettas neue „levée en masse“ wäre ohne die Werbetrommel der von den großen Städten bis in die Provinz hineinwirkenden Zeitungen gar nicht möglich gewe-

⁴⁸) Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866, S. 588.

⁴⁹) E. M. Carroll hat nachgewiesen, daß die öffentliche Meinung in Frankreich während der Julikrise geteilt war. Den (häufig von der Regierung bezahlten) Kriegsbefürwortern standen durchaus auch Kriegsgegner von ähnlichem Gewicht gegenüber: „Public opinion was not so clearly in favor of war as has been generally believed; the government anticipated and even manufactured opinion rather than followed it“ (E. M. Carroll, French Public Opinion on War with Prussia in 1870, in: American Historical Review 31 (1925/26), S. 679).

⁵⁰) Siehe auch Martin Winckler, Die Rolle der Presse bei der Vorbereitung des deutsch-französischen Krieges 1870/71, in: Presse und Geschichte. Beiträge zur historischen Kommunikationsforschung, München 1977, S. 171 ff.

sen. Auch den deutschen Beobachtern fiel auf, daß die Renitenz der französischen Zivilbevölkerung immer dort am größten war, wo insbesondere die Pariser Zeitungen ihre Wirkung entfalteten.⁵¹⁾

Dabei konnte man im Jahre 1870 durchaus schon auf Erfahrungen zurückblicken, die während des deutschen Krieges von 1866 mit den propagandistischen Möglichkeiten der Presse gemacht worden waren. Preußische und österreichische Zeitungen überboten sich in Verunglimpfungen des Kriegsgegners und Schuldzuweisungen an die Adresse der feindlichen Regierung. Hans Viktor von Unruh, Mitbegründer der Nationalliberalen Partei, beobachtete in Berlin die besonderen Maßnahmen, die auf preußischer Seite zur nochmaligen Steigerung dieser propagandistischen Effekte eingesetzt wurden:

Wesentlich gehoben wurde die Stimmung im Publikum durch die Artikel der österreichischen Zeitungen, auch der offiziellen, worin gesagt wurde, Preußen sei ein Störenfried in Deutschland, seine Macht müsse für immer gebrochen und es ihm unmöglich gemacht werden, sich gegen die Präsidialmacht Oesterreich aufzulehnen. Die Berliner Zeitungen teilten Auszüge aus diesen Artikeln mit, die jedem Preußen klar machten, daß es sich um die Existenz des Staats handle, um den Verlust dessen, was Preußen seit dem Großen Kurfürsten gewonnen hatte. Der Prinz Friedrich Karl hat später nach dem Einrücken in Böhmen solche Aussprüche der österreichischen Zeitungen auf kleine Blättchen metallographiren und unter die Truppen verteilen lassen. Ein Neffe von mir, der bei der Armee in Böhmen stand, schickte mir ein solches Blättchen und bemerkte, daß dasselbe auch auf die Mannschaft vortrefflich gewirkt habe. Allerdings ist das nur bei einer Armee möglich, die lesen kann.⁵²⁾

Die Zeitungen begnügten sich nicht damit, den Gegner einfach zu denunzieren, sie druckten auch dessen Denunziationen des eigenen Landes ab, um die Stimmung zusätzlich anzuheizen. Wut und Erbitterung über die Unterstellungen des Feindes sollten einen Haß schüren, der allein mit den Mitteln der eigenen Propaganda niemals so wirkungsvoll herstellbar gewesen wäre. Die preußische Armeeführung überbot dieses Verfahren noch einmal, indem sie die verleumderischen Artikel der feindlichen Blätter sogar auf gesonderte Handzettel drucken ließ, die an die Feldsoldaten verteilt wurden. Jeder Soldat, der lesen konnte – und das war in der preußischen Armee die überragende Mehrheit – wurde auf diesem Wege zusätzlich indoktriniert. Preußen nutzte den Alphabetisierungsgrad seiner Bevölkerung und Armee zur Steigerung der Effizienz seiner Propaganda aus.

Die Zeitungen des Kriegsgegners wurden aber nicht nur zur Kenntnis genommen, um sie propagandistisch auszuschlachten, sie lieferten auch wichtige Informationen über Strategien und Absichten des Feindes. Obwohl die Regierungen versuchten, die Zeitungen an der Verbreitung von Nachrichten zu hindern, die dem Kontrahenten militärische Vorteile verschaffen könnten⁵³⁾, ließ sich das Durchsickern solcher Informationen nie gänzlich unterbinden. Die

⁵¹⁾ Adolf Kayser, *Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzuge 1870/71*, Nördlingen 1889, S. 182.

⁵²⁾ Hans Viktor von Unruh, *Erinnerungen*, Stuttgart u. a. 1895, S. 253.

⁵³⁾ Adolf Schaal, *Unterm Roten Kreuz 1870/71*, Stuttgart 1895, S. 11.

deutsche Armeeführung nutzte die französische Presse 1870/71 immer wieder als Quelle zur Aufklärung feindlicher Truppenbewegungen.⁵⁴⁾ Während der Belagerung von Paris ließ sich das deutsche Oberkommando regelmäßig mit den Zeitungen der Hauptstadt versorgen, die von Spionen herangeschafft wurden.⁵⁵⁾ Diese Blätter berichteten, wie auch immer verzerrt, von den Plänen der französischen Regierung und der Stimmungslage in der Bevölkerung. Wer zwischen den Zeilen lesen konnte, gewann Aufschluß über die Chancen von Widerstand und Kapitulation. Von einer besonders zynischen Variante dieses ‚Feind liest mit‘-Spiels berichtet der preußische Generalstäbler Verdy du Vernois in seinen Memoiren. Als im Januar 1871 das Bombardement der Hauptstadt aufgenommen wurde, informierten sich die Belagerer aus den Pariser Zeitungen darüber, wo ihre Granaten eingeschlagen waren.⁵⁶⁾ Man feuerte blind in die Stadt hinein und erfuhr bei der Zeitungslektüre, wen oder was man getroffen hatte; denkbar wurde eine Ausrichtung der Geschütze an den Orientierungspunkten, die von der französischen Presse unfreiwillig angegeben wurden.

Waren die Zeitungen auch in verschiedener Weise unmittelbar in das Kriegsgeschehen einbezogen, ihre wichtigste Funktion blieb doch die Information der Heimat, die Kriegsberichterstattung für diejenigen, die zu Hause geblieben waren und nur aus der Presse etwas über die Kampfhandlungen in Erfahrung bringen konnten. Der Anspruch, die Nation an den Krieg anzubinden, mußte mit möglichst schnellen Informationsflüssen und möglichst umfassender Berichterstattung eingelöst werden. Jeder Zeitungsleser sollte ein Mitglied der Nation und insofern zumindest ein imaginärer Kriegsteilnehmer sein. Etliche Zeugnisse aus der Zeit der Einigungskriege belegen, daß diese Gleichung bei vielen Zeitgenossen aufging. So berichtet Rudolf von Jhering, Juraprofessor in Gießen, daß er im Sommer 1866 so stark von den Kriegseignissen in Anspruch genommen war, daß er über der Lektüre der Zeitungen sogar das „Präparieren auf die Vorlesungen“⁵⁷⁾ versäumt habe. Schließlich steigerte sich die Beschäftigung mit dem Krieg und den Zeitungen zu einer regelrechten Manie. Jhering mußte Ende August seinem Freund Oskar Bülow gestehen:

Seit 5 Wochen tue ich nichts, gar nichts; denn wenn ich einmal ein wissenschaftliches Buch zur Hand nehme, sind meine Gedanken nicht bei ihm, sondern bei dem Kriege. Um 7 Uhr morgens bekomme ich das Morgenblatt der „alten“ Presse, kurz nachher das der „neuen“, mittags 2 Uhr die Allgemeine Augsburger Zeitung, nachmittags gegen 5 die Abendblätter der beiden genannten Zeitungen. In der Zwischenzeit gehe ich gewöhnlich noch in die Stadt,

⁵⁴⁾ Julius Hartmann, *Erlebtes aus dem Kriege 1870/71*, Wiesbaden ²1885, S. 130; Paul Bronsart von Schellendorff, *Geheimes Kriegstagebuch 1870–71*, Bonn 1954, S. 277.

⁵⁵⁾ Leonhard Graf von Blumenthal, *Tagebücher aus den Jahren 1866 und 1870/71*, Stuttgart/Berlin 1902, S. 133.

⁵⁶⁾ J. von Verdy du Vernois, *Im Großen Hauptquartier 1870/71. Persönliche Erinnerungen*, Berlin ³1896, S. 268.

⁵⁷⁾ Rudolf von Jhering, *R. v. J. in Briefen an seine Freunde*, Leipzig 1913, S. 208.

um entweder auf dem Klub sonstige Zeitungen zu lesen, oder in einem hiesigen Kaffeehause die dort angeschlagenen neuesten Depeschen zu erfahren. Was ich außerdem noch tue, ist Essen, Trinken, Schlafen und unausgesetztes Denken über den Krieg und seine Folgen, und in dem Maße hat mich dieses Denken und Grübeln gepackt, daß es mich selbst im Schlaf und Traum nicht losläßt, denn sooft ich in der Nacht aufwache (was mir jetzt in der Aufregung oft passiert), betreffe ich mich im Kriege.⁵⁸⁾

Die unausgesetzte Zeitungslektüre zieht den Leser so stark in das Geschehen hinein, daß ihn der Krieg selbst in seinen Träumen nicht mehr losläßt. Wer die Kriegseignisse so intensiv verfolgt, der kann mit Recht von sich behaupten, den Krieg quasi miterlebt zu haben. Jhering fühlt sich vier Jahre später, während des deutsch-französischen Krieges, schon fast wie ein Feldsoldat, wenn er beschreibt, wie der „jetzige Krieg“, den er „auf dem Zimmer verlebt habe“, ihn „verwilder[n]“ ließ: „Wie habe ich mich geweidet an der Demütigung der Franzosen, wie habe ich ihnen aus innerster Seele alles Schlechte gegönnt und gewünscht. Es ist nicht gut für den Menschen, wenn er öfter einen solchen Krieg mitmacht – hoffentlich ist es für mich der letzte.“⁵⁹⁾ Der Schlußsatz macht keinen Unterschied mehr zwischen der Kriegserfahrung des Soldaten und derjenigen des Zeitungslesers. Auch die Kräfte des Lesers sind verbraucht, auch er wird keinen weiteren Feldzug durchstehen können.

Gewiß sind solche Exzesse bei der Zeitungslektüre die Ausnahme gewesen. Auch wenn Heinrich von Treitschke, der 1870/71 Geschichtsprofessor in Freiburg war, und Felix Dahn, Jurist, Schriftsteller und Hochschullehrer in Würzburg, von ähnlichen Erfahrungen berichten⁶⁰⁾, bleibt doch der Einwand bestehen, daß hier von der akademischen Freiheit profitiert wurde oder doch zumindest ein besonderes politisches Interesse und eine besondere Lektürefähigkeit vorausgesetzt werden müssen. Der gewöhnliche, wenn auch gebildete Zeitungsleser wird den Krieg als Medienereignis nur in weit abgeschwächter Form zur Kenntnis genommen haben. Dennoch bleibt das Verhalten der Jhering, Treitschke und Dahn beispielhaft, denn es realisierte konsequent die Möglichkeiten, die von der neuen Häufigkeit und Intensität der Kriegsberichterstattung geschaffen wurden. Sie waren gewissermaßen die idealen Zeitungsleser, die idealen Medienkonsumenten, die radikal umsetzten, was von anderen Zeitgenossen nur bruchstückhaft realisiert werden konnte.

Zeitungen wurden nicht nur in der Heimat gelesen, sie waren auch im Feld ein begehrtes Gut. Der bequemste Weg, sich in den Besitz dieses Gutes zu versetzen, war der Postweg; zu den Leistungen der Feldpost gehörte auch die Beförderung von Zeitungen. Ein Kriegsfreiwilliger berichtet, welch ein Segen der Zeitungsdienst der Feldpost für viele Soldaten war:

⁵⁸⁾ Ebd., S. 251 f.

⁵⁹⁾ Ebd., S. 259.

⁶⁰⁾ Heinrich von Treitschke an Hermann Baumgarten (18. 8. 1870), in: Heinrich von Treitschke, Briefe, Bd. 3, Leipzig 1917/1920, S. 284; Felix Dahn, Erinnerungen. Viertes Buch: Würzburg – Sedan – Königsberg (1863–1888), 1. Abtheilung, Leipzig 1894, S. 62 f.

Eine Wohlthat war's, daß die allzeit prompte Feldpost uns ziemlich regelmäßig mit den Tagesblättern, auf die man abonniert war, versorgte. Nationalzeitung, Kölnische, Post, Kreuz- und Nordd. Allgem. Zeitung, einige Provinzialblätter, ja auch die Leipziger und Stuttgarter Illustrierte Zeitung kamen immer 4 bis 5 Tage nach ihrem Erscheinen in unsere Hände und versorgten uns mit der Kenntnis dessen, was in der Ferne und in unserer unmittelbaren Nähe, in der großen Politik und auf dem Kriegsschauplatz vorgegangen war.⁶¹⁾

Insgesamt wurden im Krieg von 1870/71 laut Auskunft des Großen Generalstabswerks allein von der Norddeutschen Feldpost 2354310 Zeitungen nach Frankreich expediert.⁶²⁾ Rechnet man die Werte der süddeutschen Postanstalten hinzu⁶³⁾, so ergibt sich eine Gesamtzahl von ungefähr drei Millionen beförderten Blättern. Auch wenn sicherlich nur die Offiziere und die wohlhabenden Soldaten imstande waren, sich regelmäßig Zeitungen zusenden zu lassen, bestand doch prinzipiell für jeden lesefähigen Armeeeingehörenden die Möglichkeit, irgendeine Zeitung zu ergattern. Oftmals wurden die Blätter nach der Lektüre an den nächsten Interessenten weitergegeben;⁶⁴⁾ viele Soldaten lasen ihren Kameraden auch aus der Zeitung vor.⁶⁵⁾ Das ‚Wandern‘ der Zeitungen von den Offizieren zu den Mannschaften gehörte fast schon zu den Gepflogenheiten des Lebens im Feld.⁶⁶⁾

Die deutschen Zeitungsverleger erkannten die geschäftlichen Chancen, die der Krieg bot. Sie offerierten den Feldsoldaten Abonnements und garantierten die Zuverlässigkeit der Zustellung. Die Namen bekannter Kriegsberichterstaten warben für den Kauf einer stets bestens informierten Zeitung. Zusätzliche Reklame versprach man sich von der kostenlosen Belieferung der Lazarette.⁶⁷⁾ Die Versorgung der Verwundeten mit Lesestoff zeugte genauso von Humanität wie von aufrechter nationaler Gesinnung; außerdem bestand Aussicht, daß die Blessierten sich an eine Zeitung gewöhnten und sie auch nach dem Feldzug nicht mehr missen wollten. Einige Memoirenschreiber haben penibel registriert, welche Blätter sich in den Lazaretten der größten Beliebtheit erfreuten. Der Feldarzt Vormeng bemerkte ein besonderes Interesse an der Kölnischen

61) Vier Monate vor Paris 1870–1871. Belagerungstagebuch eines Kriegsfreiwilligen im Gardefüsilierrégiment, München 21896 (1. Aufl. Stuttgart 1871), S. 142.

62) Der deutsch-französische Krieg 1870–71. Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes, Bd. II,3, Berlin 1874, S. 1457.

63) Ebd., S. 1457f.

64) G. Türk (Hg.), Feldpostbriefe eines vermißten ehemaligen Afraners aus dem Kriege 1870, Leipzig 1893, S. 62; Hermann Tiedemann, Erinnerungen aus dem Kriege gegen Frankreich 1870–71, Bergedorf 1909, S. 36; Karl Sander, Bergische Jonges. Ernste und heitere Erlebnisse aus dem Feldzuge 1870–71 im X. Armeekorps, Elberfeld 1914, S. 74.

65) F. Ilex, Vor Straßburg. Erinnerungen aus dem Jahre 1870, Straßburg 1895, S. 26.

66) Hanns von Zobeltitz, Im Knödelländchen und anderswo. Lebenserinnerungen, Bielefeld/Leipzig 1916, S. 74.

67) A. Ruppertsberg, Saarbrücker Kriegs-Chronik. Ereignisse in und bei Saarbrücken und St. Johann, sowie am Spicherer Berge 1870, Saarbrücken 1895, S. 250; G. Huyssen, Bilder aus dem Kriegsleben eines Militärgeistlichen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870–71, Berlin 60.J., S. 76.

Zeitung, an der Norddeutschen Allgemeinen und, bis sie in Mißkredit geriet, an der Berliner Volkszeitung;⁶⁸⁾ der Feldgeistliche Schuster erkannte in den Illustrierten Zeitungen – sofern sie auch Kriegsbilder abdruckten – die Favoriten der Soldaten. Grundsätzlich aber galt, daß alle neuen Zeitungen, von der Kölnischen über die Kreuzzeitung bis zu den Lokalblättern aus den Heimatstädten der Soldaten, in den Lazaretten regelrecht umlagert wurden.⁶⁹⁾

Manchem Leser konnte es dabei passieren, seine eigenen Briefe in der Zeitung abgedruckt zu finden.⁷⁰⁾ Viele Familien, die Post von ihren in Frankreich stationierten Söhnen erhielten, gaben die Briefe an die Lokalzeitungen weiter, um die Öffentlichkeit der Stadt über das Schicksal des Eingezogenen zu informieren. Die Zeitungen waren gerne bereit, ihre Spalten für die Kriegsberichte der Söhne der Stadt zu öffnen; liefen die Blätter dann nach Frankreich zurück, konnte es geschehen, daß ein Soldat sich vor das Problem gestellt sah, seinen eigenen Schilderungen Informationen über die Kriegsereignisse entnehmen zu sollen. Solche Formen der Rückkopplung gehörten für die professionellen Kriegsberichterstatter zum Alltag.⁷¹⁾ Sie belieferten die Zeitungen mit Informationen, die sie von Offizieren und Soldaten erhalten hatten, die anschließend in den nachgeschickten Zeitungen die fertigen Berichte lasen und sich daran aufs neue ihre Meinung bildeten. Die Wahrnehmung der Kriegsereignisse konnte den Teufelskreis der Zeitungsberichterstattung selten durchbrechen.

Bei der Lektüre von Briefen der Kriegsteilnehmer an ihre Gatten und Familien fällt immer wieder auf, daß die Soldaten mit Absicht darauf verzichten, von den Kriegsereignissen zu berichten. Die Zeitungen, so die stereotype Begründung, hätten die Daheimgebliebenen längst so ausführlich über die Ereignisse in Kenntnis gesetzt, daß es völlig müßig sei, noch weitere Informationen nachliefern zu wollen. „Ueber die Lage der Dinge vor Paris seid Ihr wahrscheinlich besser, jedenfalls eben so gut unterrichtet wie ich; deshalb hieße es Eulen nach Athen tragen, wollte ich hierüber ein Wort weiter verschwenden“⁷²⁾, schreibt Georg Berlit, Einjährig-Freiwilliger im 88. Regiment, während der Belagerung von Paris lakonisch an seine Familie; Georg Niethammer, Enkel des schwäbischen Dichters Justinus Kerner, teilt seiner Mutter mit, daß

⁶⁸⁾ K. Vormeng, *Erlebnisse eines Arztes aus der französischen Kriegs- und Occupations-Zeit 1870–1871*, Berlin 1892, S. 59; Ernst Stier führt bei seiner Aufzählung der beliebtesten Zeitungen bei der deutschen Armee neben der Kölnischen auch die Augsburger Allgemeine Zeitung an (Ernst Stier, *Unter Prinz Friedrich Karl. Erlebnisse eines Musketiers vom X. Armeekorps im Feldzuge 1870/71*, München ²1891, S. 139).

⁶⁹⁾ Richard Schuster, *Erlebnisse und Beobachtungen eines deutschen Feldgeistlichen während des Krieges 1870–71*, Darmstadt 1871, S. 59.

⁷⁰⁾ S. Husser, *Erlebnisse eines badischen Trainsoldaten im Feldzuge 1870/71*, Karlsruhe 1895, S. 82.

⁷¹⁾ Wachenhusen, *Aus bewegtem Leben*, Bd. 2, S. 260.

⁷²⁾ Alfred Berlit, *Vor Paris und an der Loire 1870 und 1871. Feldpostbriefe des Reserve-Lieutenants im 83. Rgt. Alfred Berlit und des einjährig Freiwilligen im 88. Rgt. Georg Berlit*, Kassel 1872, S. 80f.

sie „den Bericht von der Schlacht bei Wörth [...] gelesen haben“⁷³⁾ wird und folglich jedes weitere Wort von seiner Seite überflüssig sei. Der westfälische Infanterist Gustav Fischer, der die in Frankreich ergatterten Zeitungen in den Schäften seiner Stiefel aufbewahrt und die Artikel so oft liest, bis er sie fast auswendig kennt⁷⁴⁾, leitet seine Bemerkungen zum Kriegsgeschehen gern mit der Formel ein „Ihr werdet schon aus den Zeitungen wissen ...“⁷⁵⁾. Die Kriegsberichterstattung der Zeitungen ist offenbar so leistungsfähig, daß die Briefschreiber von eigenen Schilderungen absehen. Die Berichte sind früher in den Zeitungen, als die Postsendungen der Soldaten in der Heimat eingetroffen sein können, und die Reportagen sind so anschaulich und lückenlos, daß weitere Auslassungen wie Verschwendung erschienen. Umgekehrt: Die Heimat weiß nicht nur längst, was der Soldat vermelden könnte, sie verfügt auch über Nachrichten, die der Soldat noch nicht kennt. Dadurch wird es für den Soldaten interessant, aus der Heimat informiert zu werden. Der Zeitungsleser in Deutschland kann den Feldzugsteilnehmer in Frankreich über das Kriegsgeschehen in Kenntnis setzen.

Zahllose Kommentare der Kriegsteilnehmer bezeugen diesen paradoxen Sachverhalt. Der einzelne Soldat überblickt nur einen winzigen Ausschnitt der Kampfhandlungen und erfährt erst aus der Zeitung, was sich im größeren Umkreis ereignet. Nur die Informationen, die den Zeitungslesern in der Heimat längst bekannt sind, ermöglichen ihm eine Gesamteinschätzung der Abläufe. Der moderne National- und Massenkrieg hat sich in so viele Einzelereignisse aufgelöst, daß niemand mehr weiß, wo sich die entscheidenden Aktionen abspielen. Sogar führende Offiziere räumen ein, daß sie das Kriegsgeschehen nicht mehr überblicken können. Der Generalstabsoffizier Verdy du Vernois reflektiert bei einer Schilderung der Schlacht bei Gravelotte darüber, daß „selbst in dem Verlaufe eines Kampfes, den man in der Nähe unter Augen hat, sich während der Aktion doch recht falsche Anschauungen ausbilden können“⁷⁶⁾ – der Diplomat Paul Graf Hatzfeldt, als Mitarbeiter des „ambulanten Auswärtigen Amtes“⁷⁷⁾ stets in unmittelbarer Nähe Bismarcks, muß in einem Brief an seine Frau offen zugeben, daß er die „militärischen Ereignisse [...] erst durch

⁷³⁾ Georg Niethammer, Feldzugsbriefe von G. N. an seine Mutter. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben, Stuttgart 1890, S. 11.

⁷⁴⁾ Gustav Fischer, Feldzugs-Briefe 1870/71, [Minden 1901], S. 36 u. 69.

⁷⁵⁾ Ebd., S. 24; ähnlich Hermann Radestock, Acht Feldpostbriefe aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71, Hannover 1967 (= Stück G 7 der familienkundlichen Sammlung Radestock), S. 5; Fedor von Rauch, Briefe aus dem großen Hauptquartier der Feldzüge 1866 und 1870/71, Berlin 1911, S. 45, 71, 86, 135 f. u. 140.

⁷⁶⁾ J. von Verdy du Vernois, Im Großen Hauptquartier 1870/71. Persönliche Erinnerungen, Berlin ³1896, S. 107.

⁷⁷⁾ Paul Graf Hatzfeldt, Hatzfeldts Briefe. Briefe des Grafen Paul Hatzfeldt an seine Frau. Geschrieben vom Hauptquartier König Wilhelms 1870–71, Leipzig 1907, S. IV.

Berliner Zeitungen⁷⁸⁾ erfährt. Noch viel weniger waren selbstverständlich die rangniedrigeren Kriegsteilnehmer imstande, sich ein realistisches Bild von den Abläufen zu machen. „Über den Verlauf und die Folgen der großen Ereignisse, die wir selbst herbeigeführt und welchen wir beigewohnt haben, wußten wir oft so gut wie gar nichts“⁷⁹⁾, klagt der Frankfurter Student Adolf Kayser; Karl Zeitz, Kaufmann mit Sekundarstufe und Kriegsfreiwilliger aus Sachsen-Meiningen, war sogar als Teilnehmer an den entscheidenden Kämpfen bei Sedan nicht in der Lage, auch nur das Ergebnis der Schlacht festzustellen:

Der Telegraph trug am 2. September die Siegesbotschaft in ihrer ganzen Ausdehnung bis an die entferntesten Grenzen Deutschlands; zu uns, die wir dicht an den Festungswällen von Sedan lagen, drang sie an diesem Tage nicht. Wir lebten mitten in diesen Ereignissen und waren die letzten, die sie in ihrer ganzen Größe erfuhren. Noch am Morgen des 3. September meldete einer unserer Posten: „Da unten brechen Franzosen aus dem Thore heraus, sollen wir schießen?“ Der Mann ahnte nicht, daß es die ersten Gefangenen waren, welche die Festung verließen.⁸⁰⁾

Während in Deutschland bereits allerorten der Sieg bejubelt wurde, hatten die eigentlichen Sieger noch gar nicht realisiert, welcher Erfolg ihnen vergönnt war. Noch zwei Tage nach der Schlacht glaubte ein Posten, er müßte auf Franzosen schießen, die sich längst ergeben hatten.

So blieben die Soldaten auf die Zeitungen angewiesen, wenn es darum ging, die militärische Lage zu beurteilen. „Die Zeitung“, schreibt Edmund Pfeleiderer, brachte „uns draußen vielfach die erste umfassendere Kunde dessen, was wir selbst erlebt und was das Heer geleistet; denn der Einzelne an seinem beschränkten Ort hört und sieht zwar viel, aber meist nur reines Detail und nicht den Zusammenhang“⁸¹⁾. Dieselbe Einschätzung nimmt auch der Briefautor Isenburg vor. „Der Gesichtskreis desjenigen, der mitkämpft, bleibt immer ein äußerst beschränkter“, formuliert er, so daß die Heimat „durch die Zeitungen besser unterrichtet“ ist als „wir“ – die Mitkämpfer – „selber“⁸²⁾. Feldprediger Haupt, unmittelbar an den Gefechten bei Metz beteiligt, ist nach der Lektüre einer Zeitung „erstaunt über den großartigen Sieg bei Gravelotte, dessen Größe wir noch gar nicht kannten, der aber auch theuer erkaufte ist“⁸³⁾. Sein Fazit lautet, daß „man hier eben nichts gewahr [wird], als was in der nächsten Nähe passirt, während man in der Heimath Alles weiß“⁸⁴⁾. Ohne die Unterstützung

⁷⁸⁾ Ebd., S. 179.

⁷⁹⁾ Kayser, *Erlebnisse eines rheinischen Dragoners*, S. 181.

⁸⁰⁾ Karl Zeitz, *Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871*, Altenburg 21895, S. 184.

⁸¹⁾ Edmund Pfeleiderer, *Erinnerungen und Erfahrungen eines Feldpredigers aus dem Krieg des Jahres 1870/71*, Stuttgart 1874, S. 103.

⁸²⁾ L. Isenburg, 1870–1871. *Feldpostbriefe eines Mitgliedes der 22. Division*, Imshausen bei Bebra 1882, S. 15.

⁸³⁾ W. Haupt, *Erlebnisse unter den Verwundeten aus der Schlacht bei Gravelotte*, den 18. August 1870, Hamburg 1870, S. 41.

⁸⁴⁾ Ebd., S. 41; ähnlich auch Heinrich Wichern, *Tagebuchblätter eines Sechundsiebzigers*

der besser informierten Heimat bliebe der Krieg für die Feldsoldaten ein Rätsel. „Mein Bruder Hermann hatte mir einen ganzen Pack Zeitungen geschickt“, trägt ein hessischer Jäger am 21. August 1870 in sein Tagebuch ein, „und daraus konnten wir – Mancher wird diesen Ausdruck unbegreiflich finden und doch war es so – endlich einmal erfahren, was in der Welt und besonders auf dem Kriegsschauplatz vorging“⁸⁵). Die Zeitungsberichte müssen die Soldaten darüber aufklären, was sie selber vollbracht haben; erst die Zeitungslektüre schafft Verständnis für das eigene Tun. Ein Kriegsfreiwilliger der 25. hessischen Division bittet seine Eltern „dringend um regelmäßige Zusendung von Zeitungen, um einigermaßen betreffs der Ereignisse des Kriegsschauplatzes auf dem Laufenden zu sein; denn die Zeitungen wissen immer schnelleren und besseren Bescheid als wir, die Soldaten, die doch die Kriegsereignisse machen“⁸⁶).

Wenn die Zeitungen schon besser Bescheid wissen als diejenigen, die den Krieg ‚machen‘, dann ist auch der Schluß erlaubt, daß die Wahrnehmung des Krieges bereits stärker von den Zeitungen ‚gemacht‘ wird, als daß sie noch vom Augenschein und von der persönlichen Einschätzung der Soldaten abhinge. Die unstrittige Feststellung, daß die Kriegswahrnehmung der Daheimgebliebenen in entscheidendem Maße von den Zeitungen geprägt wird, muß um die zunächst paradox wirkende Behauptung ergänzt werden, daß auch die Kombattanten ihr Kriegsbild zu großen Anteilen aus der Presse beziehen. Orientierungslose Glieder eines gigantischen Heereskörpers können nur mit Hilfe der Zeitung zum Bewußtsein der Bedeutung ihres eigenen Tuns und der um sie herum ablaufenden Ereignisse kommen. Erst die Zeitung ermöglicht es den Soldaten, sich das Kriegsgeschehen in einem größeren Zusammenhang vorzustellen, sie ist das Forum, über das die Feldzugsteilnehmer miteinander und mit der Heimat kommunizieren, um auf diesem Wege letztendlich ein gemeinsames Kriegsbild zu konstruieren.

Für eine Wahrnehmungsgeschichte des Krieges ist die Zeitung folglich eine herausragende Quelle; Nicht-Kombattanten wie Kombattanten bezogen aus diesem Medium Kenntnisse über das Kriegsgeschehen und Kommentare zu seiner Deutung. Dabei spielt es keine so große Rolle, ob in den Zeitungsberich-

aus dem Feldzuge 1870, Hamburg 1870 u. 1871, S. 89; Karl Homann, Kriegstagebuch eines deutschen Reservemannes, Nürnberg ²1879, S. 110; Paul Bauriedel, Meine Erlebnisse während des Feldzugs im Jahre 1870/71, Nürnberg 1895, S. 49.

⁸⁵) Aus dem deutsch-französischen Kriege 1870–1871. Tagebuch eines Dreiundachtzigers, Marburg 1879, S. 21; ähnlich auch Friedrich Bernhard Wagner, 300 Tage im Sattel. Erlebnisse eines sächsischen Artilleristen 1870/71, Dresden/Leipzig 1892, S. 17 u. 99; C. G. A. Mauerhof, Kriegs-Erinnerungen eines vor dem Feinde verwundeten deutschen Kriegers aus dem deutsch-französischen Feldzuge vom Jahre 1870 bis 1871, Eilenburg ⁷1903, S. 111.

⁸⁶) Feldzugs-Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen der 25. hessischen Division. Aus Tagebuchblättern und Briefen zusammengestellt und herausgegeben von Dr. M., Augsburg 1895, S. 29.

ten die Wahrheit gesagt oder gelogen wird. Bisher wurde der Quellenwert der Zeitungen gerne mit dem Argument bestritten, ihre Berichterstattung sei fehlerhaft und unzuverlässig; aus wahrnehmungsgeschichtlicher Perspektive verliert dieses Kriterium an Bedeutung, denn auch Lügen und Fehleinschätzungen können auf verbreitete Vorstellungen verweisen, können Auskunft darüber geben, welches Bild man sich von der Wirklichkeit machte. Die Differenz zwischen dem, was sich nach dem Kenntnisstand der modernen Geschichtswissenschaft in der Realität abspielte, und den zeitgenössischen Realitätskonstruktionen bleibt aber insofern von Interesse, als sie die Stilisierungen als solche erkennbar macht und die Frage ermöglicht, warum die realen Gegebenheiten gerade in dieser Weise verzerrt wurden.

Die Vielzahl der vorhandenen Titel legt nahe, daß nur ein kleiner Anteil der deutschen Zeitungen tatsächlich zur Auswertung herangezogen werden kann.⁸⁷⁾ Bei der Auswahl dieser Blätter sind verschiedene Kriterien wirksam. Natürlich soll es sich um die großen, gewissermaßen marktführenden Organe handeln, die schon von den Zeitgenossen als die bedeutendsten Zeitungen eingestuft wurden. Vor allem die „Augsburger Allgemeine“ und die „Kölnische Zeitung“ erfüllen diesen Anspruch.⁸⁸⁾ Zweitens wird ein ausgewogenes Verhältnis von preußischen und nichtpreußischen Blättern angestrebt. „Vossische Zeitung“, „Nationalzeitung“ und „Kölnische Zeitung“ erschienen auf preußischem Staatsgebiet, „Augsburger Allgemeine Zeitung“, „Münchner Neueste Nachrichten“ und „Frankfurter Zeitung“ hingegen jenseits der Mainlinie.⁸⁹⁾ Norddeutsche und süddeutsche Positionen sind also, solange sie überhaupt voneinander abweichen, gleichberechtigt erfaßt. Zuletzt ist eine ungefähre Abbildbarkeit der von den Zeitungen markierten politischen Positionen auf das vom Bildungsbürgertum umspannte politische Spektrum erwünscht; die linksliberal-demokratische „Frankfurter Zeitung“⁹⁰⁾ auf der einen, die nationalliberalen „Münchner Neuesten Nachrichten“⁹¹⁾ sowie die „Kölnische Zeitung“⁹²⁾

⁸⁷⁾ Wolfgang von Ungern-Sternberg nennt für das Jahr 1872 eine Gesamtzahl von 1743 Zeitungs- und Zeitschriftentiteln in Deutschland (Wolfgang von Ungern-Sternberg, *Medien*, in: Christa Berg u. a. (Hgg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. 3, München 1987, S. 382).

⁸⁸⁾ Otto Bandmann bezeichnet die „Kölnische Zeitung“ neben der „Augsburger Allgemeinen“ als das einzige ‚Weltblatt‘ in Deutschland (Otto Bandmann, *Die deutsche Presse und die Entwicklung der deutschen Frage 1864–66*, Leipzig 1910, S. 97).

⁸⁹⁾ Auch wenn die Stadt Frankfurt nach dem Krieg von 1866 formal zu Preußen kam, blieb die Frankfurter Zeitung doch dem Sinne nach ein nicht-preußisches Blatt.

⁹⁰⁾ Verlag der Frankfurter Zeitung (Hg.), *Geschichte der Frankfurter Zeitung 1856 bis 1906*, Frankfurt/M. 1906, S. 41 u. 132 f.

⁹¹⁾ Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ hatten seit ihrer Gründung 1848 schon mehrere politische Kurswechsel vollzogen, bis sie 1867 den Weg zum Nationalliberalismus fanden. Siehe Hermann Rau, *Die Entwicklung der deutschen Frage im Spiegel der Münchner Neuesten Nachrichten 1848–1871*, Diss. München 1926, S. 122; auch Erich Frisch, *Die Einigung Deutschlands 1870/71 im Lichte der bayrischen Publizistik*, Diss. Leipzig 1915, S. 11.

auf der anderen Seite zeigen die Pole dieses Spektrums an. Ohne den Anspruch erheben zu wollen, durch diese Auswahl die Vielfalt der Meinungen im deutschen Bildungsbürgertum vollständig erfassen zu können, scheint sie doch zu gewährleisten, daß die wichtigsten Positionen eingefangen sind. Eine Auffassung, die in keiner der sechs genannten Zeitungen artikuliert worden ist, kann für die deutschen Bildungsschichten zumindest kaum von herausragender Bedeutung gewesen sein.

Weniger an Reportage und Kriegsberichterstattung orientiert, dafür um so mehr der Deutung und Kommentierung der Ereignisse verpflichtet ist die Zeitschriftenliteratur der sechziger und frühen siebziger Jahre gewesen. Periodika wie die „Grenzboten“ oder die „Preußischen Jahrbücher“ waren Foren politischer Meinungsbildung. Rudolf Haym hat als Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher“ mit Stolz darauf hingewiesen, daß seine Zeitschrift zwar nicht „alle Akte des Krieges [...] begleiten“ konnte, dafür aber den „großen Sinn der Dinge [...] ausgesprochen und überzeugend gedeutet“⁹³) hat. Für diese Deutungsleistung öffneten die politisch-literarischen Zeitschriften, die nach dem Vorbild der französischen Revuen entstanden waren, ihre Spalten den führenden Persönlichkeiten aus Politik und Wissenschaft, den Meinungsführern des bildungsbürgerlichen Milieus. Hatten auch die „Grenzboten“, in der Konfliktzeit noch im Lager der Gegner Bismarcks, später auf Regierungskurs⁹⁴), nur eine Auflage von ca. 1000 Exemplaren⁹⁵), so kam ihnen doch als dem Sprachrohr einer Synthese von Preußentum und Liberalismus eine politisch-kulturelle Bedeutung zu, die sich mit der simplen Feststellung ihrer Auflagenhöhe kaum angemessen erfassen läßt.⁹⁶) Zeitschriften vom Format der „Preußischen Jahrbücher“ oder der „Grenzboten“ wurden von anderen Publizisten rezipiert, die sich hieran ihre Meinungen bildeten; meinungsführend für andere Meinungs-

⁹²) Die „Kölnische Zeitung“, die bislang Bismarck bekämpft hatte, schwenkte 1866 auf die Linie des Kanzlers und der Nationalliberalen um. Siehe Franz Dieudonné, *Die Kölnische Zeitung und ihre Wandlungen im Wandel der Zeiten*, Berlin 1903, S. 68, 71 u. 82.

⁹³) Rudolf Haym an Heinrich von Treitschke (20. 11. 1870), in: Rudolf Haym, *Ausgewählter Briefwechsel*, Osnabrück 1967, S. 280.

⁹⁴) Michael Thormann, *Für die „nationale Hälfte des Bewußtseins“: der Beitrag der Grenzboten zur kleindeutschen Nationalstaatsgründung 1871*, in: Klaus Amann/Karl Wagner (Hgg.), *Literatur und Nation. Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 in der deutschsprachigen Literatur*, Wien u. a. 1996, S. 82.

⁹⁵) Joachim Kirchner, *Das deutsche Zeitschriftenwesen. Seine Geschichte und seine Probleme. Teil II: Vom Wiener Kongress bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1962, S. 137.

⁹⁶) Außerdem gilt auch für die Zeitschriften, daß sie in den Lesegesellschaften zirkulierten und sich dadurch ihre Leserschaft im Verhältnis zur Auflage durchaus multiplizieren konnte. Siehe Otto Dann, *Die Lesegesellschaften und die Herausbildung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft in Europa*, in: ders. (Hg.), *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich*, München 1981, S. 9 ff.

führer, entfalteten diese Zeitschriften eine Wirkung, die weit über den Kreis ihrer Käufer hinauswies.

Im Gegensatz zu den politisch-literarischen Zeitschriften konnten die Unterhaltungs- oder Familienzeitschriften auch enorme Auflagenhöhen vorweisen. Die 1853 von Ernst Keil gegründete „Gartenlaube“, unangefochtener Bestseller unter den Familienblättern, erreichte 1875 eine Höchstaufgabe von 382 000 Exemplaren.⁹⁷⁾ Blieben solche Zahlen auch die Ausnahme, so war doch beachtenswert, wie viele Unterhaltungszeitschriften die durchschnittlichen Auflagenhöhen der Zeitungen überbieten konnten. Das „Daheim“, konservativer als die liberale „Gartenlaube“, aber auch bürgerlich und national⁹⁸⁾, wurde 1867 bereits 35 000 mal gedruckt; „Ueber Land und Meer“, 1858 von Friedrich Wilhelm Hackländer in Stuttgart gegründet, hatte im selben Jahr eine Auflage von 55 000 Exemplaren.⁹⁹⁾ Vieles spricht für die These, daß die Zeitschriften noch viel mehr als die Zeitungen zu den Schrittmachern der Leserevolution in Deutschland gehörten.¹⁰⁰⁾

Die hohen Auflagen der Familienzeitschriften bezeugen jedoch ebenso wie ihr niedriges intellektuelles Niveau, daß sie nicht direkt auf die Bildungsschichten zugeschnitten waren. Mittel- und kleinbürgerliche Leser sollten sich gleichfalls angesprochen fühlen; Zielgruppe war das am Horizont erscheinende ‚Volk der Leser‘. Wenn die Unterhaltungszeitschriften dennoch als Quelle eine Rolle spielen, dann deshalb, weil sie zwar nicht ausschließlich, aber *auch* von Bildungsbürgern gelesen wurden. Auch die Zeitschriften gehörten der Welt der Bildung an, und viele Leser, denen die Weihen einer höheren Ausbildung fehlten, verschafften sich über das Abonnement eines Blattes wie der „Gartenlaube“ vermeintlich den Zutritt zu dieser Welt. So können gerade die Unterhaltungszeitschriften auch das Abstrahlen der bildungsbürgerlichen (Deutungs-)Kultur auf das mittlere und kleine Bürgertum dokumentieren.

Die Kriegsberichterstattung der Familienzeitschriften war aufwendig und konnte durch die Beifügung von Illustrationen sogar diejenige der Zeitungen überbieten, die auf das Medium der Sprache festgelegt waren. Während der Kriegszeiten warben die Unterhaltungsblätter mit Rang und Zahl der Künst-

⁹⁷⁾ Kirchner, Das deutsche Zeitschriftenwesen, S. 225 ff.; Heinrich Wuttke gibt in einer älteren Untersuchung für das Jahr 1873 sogar eine Auflage von 460 000 Stück an (Heinrich Wuttke, Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung einer öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens, Leipzig ²1875, S. 76).

⁹⁸⁾ Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866, S. 593; Georg Jäger, Medien, in: Christa Berg u. a. (Hgg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. IV: 1870–1918. Von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, hg. v. Christa Berg, München 1991, S. 477.

⁹⁹⁾ Kirchner, Das deutsche Zeitschriftenwesen, S. 225 ff.

¹⁰⁰⁾ Ungern-Sternberg, Medien, in: Berg u. a. (Hgg.), Bildungsgeschichte, Bd. 3, S. 399.

ler¹⁰¹), die in ihrem Auftrag im Feld unterwegs waren und für hochwertige und authentische Bilder vom Kriegsgeschehen sorgten. Sogar Abonnements für Feldsoldaten waren möglich¹⁰²); auch die „Gartenlaube“¹⁰³), das „Dahheim“¹⁰⁴) oder der „Lahrer hinkende Bote“¹⁰⁵) fanden ihren Weg in die Biwaks und Lazarette und gesellten sich dort den Zeitungen bei. Konnten sich die Familienzeitschriften auch in der Aktualität der Berichterstattung nicht mit den Zeitungen, in der Elaboriertheit der Kommentare und Deutungen nicht mit den politisch-literarischen Zeitschriften messen, so präsentierten sie doch in Wort und Bild eine spezifische Sichtweise des Krieges, die als Bestandteil seiner Deutungskultur Berücksichtigung finden muß.

Die Berichtersteller und Korrespondenten, von denen die Spalten der Zeitungen und Zeitschriften gefüllt wurden, zogen oft doppelten Nutzen aus ihrer Tätigkeit im Feld. Neben der regelmäßigen Belieferung der verschiedenen Periodika stand die Abfassung kompletter Feldzugsschilderungen¹⁰⁶), die zu meist aus dem Material der einzelnen Reportagen zusammengestellt wurden. Diese Kriegsbücher, teils schon während des Feldzugs¹⁰⁷), teils erst in den Jahren danach publiziert¹⁰⁸), lassen sich für den deutsch-französischen Krieg nach Hunderten zählen. Führt man sich vor Augen, daß die Zahl der im Jahre 1870

¹⁰¹) Die Zeitschrift ‚Ueber Land und Meer‘ nennt in ihren Werbeanzeigen neben den Namen der Künstler sogar die Titel ihrer aktuellen Illustrationen, um die Neugierde des Publikums zu wecken (Augsburger Allgemeine Zeitung, 27. 2. 1871, Nr. 58, S. 979).

¹⁰²) Friedrich Bertkau, Krieg und Presse, in: Heide (Hg.), Handbuch, Bd. 2, S. 2650; für die „Gartenlaube“ auch Regina Hartmann, Von ‚Bruderkrieg‘, ‚Erbfeind‘ und Reichsgründung in der Lyrik der *Gartenlaube* zwischen 1867 und 1871, in: Amann/Wagner (Hgg.), Literatur und Nation, S. 100.

¹⁰³) Kriegs-Erinnerungen eines bayerischen Jägers aus den Jahren 1870/71, Nürnberg 1894, S. 77.

¹⁰⁴) Richard Schuster, Erlebnisse und Beobachtungen eines deutschen Feldgeistlichen während des Krieges 1870–71, Darmstadt 1871, S. 59.

¹⁰⁵) Feldzugs-Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen der 25. hessischen Division, S. 26.

¹⁰⁶) Theodor Fontane, Journalist und Schriftsteller, hat die vielleicht bekanntesten dieser Kriegsbücher verfaßt. Jedem der drei Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 hat Fontane ein voluminöses Werk gewidmet. Siehe Gerhard Friedrich, Theodor Fontane als Militärschriftsteller, in: Fritz Peter Hoppe/Gerhard Schurig (Hgg.), „... wahr muß es sein“. Militär und Journalismus in zwei Jahrhunderten, Herford/Bonn 1989, S. 35–46; Gordon A. Craig, Vorwort: Fontane als Historiker, in: Theodor Fontane, Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871, Bd. 1, Zürich 1985, S. XIII–XXXII; ders., Über Fontane, München 1997, S. 109 ff.

¹⁰⁷) Rudolf Schenda (Hg.), Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, München 1976, S. 101.

¹⁰⁸) Den vielen Veröffentlichungen im unmittelbaren Anschluß an den Krieg folgte 1890 bis 1895 zur Vorbereitung der 25-Jahr-Feier eine zweite ‚Welle‘ nach. Siehe Widolf Wedlich, Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Literaturbericht und Auswahlbibliographie mit Anhang „Die Presse der Jahre 1870–71, in: Jahresbibliographie der Bibliothek für Zeitgeschichte 42 (1970), S. 399.

insgesamt in Deutschland produzierten Bücher bei rund 10000 Titeln lag¹⁰⁹⁾, so wird deutlich, wie beachtlich der Anteil des Kriegsgenres war.

Die Volkstümlichkeit der meisten Kriegsbücher in Sprache und Aufmachung belegt ihre Ausrichtung an einem Lesepublikum, das weit über die Bildungsschichten hinausging.¹¹⁰⁾ Dennoch kann erneut, wie bei den Familienzeitschriften, argumentiert werden, daß Bildung von der Lektüre aber auch nicht ausschloß. Bei einer Wendung des Blicks von der Leser- zur Produzentenseite fällt zudem auf, daß der Bezug zum Bildungsbürgertum hier fast immer eindeutig herstellbar ist. In den Titleien der Kriegsbücher geben neben den genannten Journalisten zumeist Studienräte, Gymnasialdirektoren und Hochschuldozenten ihre Berufe preis.¹¹¹⁾ Die beamteten Bildungsbürger in den Lehrberufen fühlten offenbar eine besondere Verantwortung für die Pflege der Erinnerung an die Kriegssereignisse, sei es aus pädagogisch-nationalpolitischem Engagement, sei es aus professionellem Interesse an der Aufbereitung von Geschichte. Insofern können die Kriegsbücher sehr wohl Aufschlüsse zur bildungsbürgerlichen Kriegsdeutung liefern. Die reinen Ereignisschilderungen im Zentrum der Bücher verzichten in der Regel auf jegliche Kommentierung des Geschehens, doch die Einleitungs- und Schlußkapitel stellen den Krieg auch in größere Zusammenhänge und leisten Beiträge zu seiner Interpretation. Für eine Ideen- und Wahrnehmungsgeschichte des Krieges sind diese Kapitel die bevorzugte Quelle.

Neben den Feldzugsbeschreibungen gingen auch zahlreiche Populärformen auf das Kriegsgeschehen ein. Kriegs-Chroniken lieferten Tag-für-Tag-Schilde-

¹⁰⁹⁾ Engelsing, *Analphabetentum und Lektüre*, S. 117; Ilse Rarisch, *Industrialisierung und Literatur. Buchproduktion, Verlagswesen und Buchhandel in Deutschland im 19. Jahrhundert in ihrem statistischen Zusammenhang*, Berlin 1976, S. 41 f.

¹¹⁰⁾ Zu den konkreten Auflagenhöhen der Kriegsbücher ist wenig bekannt. Manchmal finden sich in einem Vorwort Hinweise auf die Zahl der bereits gedruckten Exemplare. So wird in Max Dittrichs Gedenkbuch „Der Deutsch-Französische Krieg 1870 und 1871“, das 1895 bereits in der 40. Auflage erscheint, von 30000 verkauften Exemplaren gesprochen; Professor Hottingers „Deutsch-Französischer Krieg 1870–71“ ist im Jahr 1910, zum Zeitpunkt der 15. Auflage, bereits in 230000 Exemplaren verbreitet. Die Tatsache, daß Bücher im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts immer noch eher in Volksbibliotheken entliehen als gekauft werden (Engelsing, *Analphabetentum und Lektüre*, S. 135), gibt diesen Zahlen zusätzliches Gewicht.

¹¹¹⁾ Die Überblicksdarstellungen zu den Kriegen von 1864 und 1866 sind noch fast ausschließlich von militärwissenschaftlicher Seite vorgelegt worden; wenn überhaupt, dann wurden Kriegsbücher von Offizieren und anderen Fachleuten geschrieben, die ein sachkundiges Publikum über die im engeren Sinne militärischen Abläufe informieren wollten. Erst für den deutsch-französischen Krieg ist eine drastische Erhöhung des ‚Laienanteils‘ an der Produktion von Kriegsbüchern festzustellen. Bücher, die von Nicht-Militärs geschrieben und an ein Laienpublikum adressiert waren, gewannen eindeutig die Oberhand: auch ein Indiz für das stärkere Interesse der bürgerlichen Schichten an den Kriegssereignissen, für die fortschreitende Entfaltung einer bürgerlichen Deutungskultur des Krieges.

rungen der Feldzugereignisse¹¹²), Kriegs-Kalender setzten dieses Verfahren in eine kalendarische Form um;¹¹³) Depeschen-Sammlungen kompilierten die offiziellen Telegramme vom Kriegsschauplatz¹¹⁴), Kriegs-Tagebücher stellten Zeitungsartikel und -meldungen aus den Kriegsmonaten zusammen.¹¹⁵) Die ‚heitere‘ und ‚gemütliche‘ Seite des Krieges wurde von Humoresken- und Anekdotensammlungen beleuchtet¹¹⁶), während verschiedene Sammlungen von Erlebnisberichten den individuellen ‚Heldentaten‘ der Feldzüge gewidmet waren.¹¹⁷) Mit solchen und ähnlichen Erzeugnissen wurde der literarische Massenmarkt versorgt, der nach der Reichsgründung in Deutschland große Zuwächse erzielte.¹¹⁸) Für die Bildungsschichten waren sie höchstens am Rande von Interesse, so daß ihnen hier nur ein kurzer Seitenblick gilt.

Im Mittelpunkt der bildungsbürgerlichen Kultur standen die Texte, in denen das Individuum sich selber bespiegelte und seine Erfahrungen mitteilte: Briefe, Tagebücher und Memoiren. Seit Empfindsamkeit und Romantik waren diese Medien zum bevorzugten Ort bürgerlicher Selbstthematisierung und Wirklichkeitsdeutung geworden. Wer Briefe verfaßte, ein Tagebuch führte oder seine Erinnerungen niederschrieb, thematisierte seine eigene Befindlichkeit, drückte sich aus, wie die Zeitgenossen sagten, und unterwarf sich dabei gleichzeitig den Regeln, die diesen Ausdruck in genau festgelegte Bahnen lenkten. Die Medien des individuellen Bekenntnisses leiteten von ihrer Tradition und von den Kategorien ihrer ‚richtigen‘ Handhabung die Vorschriften ab, die jede Äußerung letztlich in eine stereotype Form gossen. Wer als Individuum anerkannt sein wollte, hatte sich den strengen Gesetzen zu unterwerfen,

¹¹²) Siehe z. B. [Hermann Fechner], *Kriegs-Chronik 1870–1871*. Chronologische Zusammenstellung aller wichtigern Ereignisse, Schlachten, Gefechte, diplomatischer Actenstücke des deutsch-französischen Krieges 1870/71, Leipzig 1871; *Illustrierte Kriegs-Chronik*. Gedenkbuch an den Deutsch-Französischen Feldzug von 1870–1871, Leipzig 21871.

¹¹³) So etwa C. Magg, *Kriegs-Kalender des deutsch-französischen Feldzugs 1870–1871*, Karlsruhe 1871.

¹¹⁴) *Ämtliche Depeschen vom Kriegsschauplatz*. Veröffentlicht durch das königliche Polizei-Präsidium in Berlin, Berlin 1871; *Officielle Depeschen*. Veröffentlicht in Leipzig während des deutsch-französischen Krieges 1870–1871. 191 Blätter, incl. Titelblatt. Genauer Abdruck der an den Straßenecken Leipzigs veröffentlichten Plakate, Leipzig o.J.

¹¹⁵) Paul von Elpons, *Tagebuch des deutsch-französischen Krieges 1870/71*. In *Zeitungsberichten aus jenen Jahren*, Saarbrücken [1895].

¹¹⁶) *Humor und Ernst des deutschen Kriegers im Jahre 1866*. Piquante, humoristische und interessante Züge des Soldatenlebens aus dem letzten deutschen Kriege. Ein Gedenkblatt für das deutsche Volk, Wittenberg 1866; *Humor im Felde*. Heiteres aus dem Deutsch-französischen Kriege von 1870, Leipzig 1870.

¹¹⁷) Friedrich Freiherr von Dincklage-Campe, *Kriegs-Erinnerungen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben*. Nach persönlichen Berichten bearbeitet, Leipzig/Berlin 1895.

¹¹⁸) Peter Uwe Hohendahl, *Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830–1870*, München 1985, S. 402; Georg Jäger, *Medien*, in: Berg u. a. (Hgg.), *Bildungsgeschichte*, Bd. IV, S. 485 ff.

die im bildungsbürgerlichen Milieu die Konstituierung von Individualität regelten.¹¹⁹⁾

Viele Kriegsteilnehmer aus den Bildungsschichten hielten auch unter den extremen Bedingungen des Lebens im Felde an der Gewohnheit fest, die eigenen Erfahrungen und Erlebnisse aufzuschreiben. Die kulturellen Praktiken, die während des Friedens eingeübt worden waren, kamen auch auf dem Kriegsschauplatz zur Anwendung. Mehr noch: Viele Soldaten, die im bürgerlichen Leben nie zur Feder gegriffen hatten, wurden erst von den übermächtigen Kriegserfahrungen dazu gedrängt, ihre Erlebnisse aufzuschreiben; die Kenntnis von ‚unerhörten Begebenheiten‘ ermutigte die Kriegsteilnehmer zur Selbstthematisierung.¹²⁰⁾ Einfachste Form dieser Thematisierung war der Brief, der im Biwak, während der Einquartierung oder sogar in einer Gefechtspause verfaßt werden konnte; aufwendiger schon war das Führen eines Tagebuchs, das immerhin regelmäßige Gelegenheiten zur Anfertigung von Eintragungen voraussetzte. Beide Textsorten, Briefe wie Tagebücher, konnten im nachhinein als Gedächtnisstützen für die Abfassung größerer Erinnerungsschriften genutzt werden.

Für die Beförderung der Briefe zwischen den Kampfgebieten und der Heimat war die Feldpost zuständig.¹²¹⁾ Im deutsch-französischen Krieg stellte allein die Norddeutsche Feldpost 89 659 000 Briefe und Postkarten zu. Hinzu kamen fast 2 Millionen Paketsendungen. Noch einmal rund 11 Millionen Briefe und Postkarten expedierte die Feldpostabteilungen der süddeutschen Länder.¹²²⁾ Damit war eine Dichte und Intensität der schriftlichen Kommunikation zwischen Armee und Heimat erreicht wie noch in keinem Krieg in der europäischen Geschichte zuvor.

Natürlich waren die Beförderungszeiten der Postsendungen sehr unterschiedlich. Bei schnellen Truppenbewegungen hatten die Postbeamten oft Schwierigkeiten, den genauen Standort der zu belieferten Einheiten auszumachen, so daß es zu drastischen Verzögerungen kommen konnte. Im Idealfall reichten wenige Tage aus, um einen Brief von Frankreich nach Deutschland, einige Tage mehr, um ihn von Deutschland nach Frankreich zu befördern.¹²³⁾

¹¹⁹⁾ Siehe auch Wolfgang Kaschuba, *Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800. Kultur als symbolische Praxis*, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, Bd. 3, München 1988, S. 10f.; Gunilla-Friederike Budde, *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914*, Göttingen 1994, S. 124ff.

¹²⁰⁾ Siehe Thomas Rohkrämer, *Der Militarismus der „kleinen Leute“. Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871–1914*, München 1990, S. 19.

¹²¹⁾ Allgemein zum Feldpostbrief als historischer Quelle siehe Peter Knoch, *Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung*, in: *Geschichtsdidaktik* 11 (1986), H. 2, S. 154–171.

¹²²⁾ Der deutsch-französische Krieg 1870–71. Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes, Bd. II,3, S. 1457f.; Die Feldpost. Ihre Geschichte, Organisation und Leistungen von 1870/71, in: *Allgemeine Militär-Zeitung* Nr. 56 (1894), S. 445.

¹²³⁾ Franz Anton Roth, nach dem Krieg Hauptlehrer, berichtet in seinem Tagebuch von

In der schwierigen Phase des schnellen Vormarsches im August 1870 berechnete ein deutscher Soldat, daß seine Briefe in 8–10 Tagen zu Hause eintrafen, während die Post aus der Heimat 10–14 Tage unterwegs war.¹²⁴⁾ Andere Kriegsteilnehmer hatten weniger Glück. Wer in der zweiten Augushälfte mit der Dritten Armee den berühmten Rechtsschwenk auf Sedan vollzog, unterlag einem grundsätzlichen Schreibverbot; die deutsche Heeresleitung befürchtete, daß die Franzosen durch abgefangene Briefe über Marschrichtung und Position der deutschen Truppen informiert werden könnten.¹²⁵⁾ In der zweiten Hälfte des Krieges litt der Postverkehr zudem unter den Freischärler-Aktionen gegen die deutschen Nachschublinien, vor allem gegen die Eisenbahnverbindungen; so kam es vor, daß ein einzelnes Paket fast zwei Monate unterwegs war.¹²⁶⁾

Der Paketdienst gehörte ohnehin zu den besonderen Serviceleistungen der deutschen Feldpost. Verwandte und Bekannte, Heimatstädte und Vereine wetteiferten darin, den Soldaten durch die Zusendung sogenannter ‚Liebesgaben‘ das Leben im Feld zu erleichtern. Kleidungsstücke und Eßwaren fanden stets begeisterte Aufnahme, weniger beliebt waren schlechte Zigarren, die von den Soldaten als ‚Liebeszigarren‘ bespöttelt wurden. Teilweise mußte die Flut solcher Sendungen von der Feldpost durch Beförderungsverweigerung eingedämmt werden; dabei blieb allerdings die Weihnachtszeit ausgenommen, weil der Heeresleitung daran gelegen war, den Soldaten Geschenke zukommen zu lassen, um ihnen das Gefühl zu geben, das Weihnachtsfest im Kreis ihrer Angehörigen, in einer imaginären Verbindung mit der Heimat zu erleben.¹²⁷⁾

Die Verbindung mit der Heimat sollte auch durch die Verteilung von Korrespondenzkarten gefördert werden. Erst kurz vor dem deutsch-französischen Krieg war die Postkarte als neue Form der Postsendung eingeführt worden; während des Krieges, zur Korrespondenzkarte umgetauft, gewann sie rasch große Popularität. Ebenso wie jede Briefsendung, die weniger als 15 Lot Gewicht hatte, konnte die Korrespondenzkarte portofrei verschickt werden;¹²⁸⁾ durch die kostenlose Verteilung der Karten wurden die Soldaten regelrecht aufgefordert, an ihre Freunde und Familien zu schreiben.¹²⁹⁾ Ein zeitgenössischer

Briefen, die er bereits „drei Tage nach der Absendung“ erhielt (Franz Anton Roth, Aus dem Tagebuche eines freiwilligen Unteroffiziers des 5. badischen Infanterie-Regiments im Feldzuge 1870/71, Karlsruhe 1895, S. 111).

¹²⁴⁾ L. Isenburg, 1870–1871. Feldpostbriefe eines Mitgliedes der 22. Division, Imshausen bei Bebra 1882, S. 10.

¹²⁵⁾ Türk (Hg.), Feldpostbriefe eines vermißten ehemaligen Afraners, S. 59.

¹²⁶⁾ Justus Pape, „Auf nach Frankreich!“ Kriegsfreiwillig bei den Dreiundachtzigern 1870–71, Stuttgart ²1914, S. 109.

¹²⁷⁾ Karl Sautter (Hg.), Geschichte der deutschen Post, Bd. 2: Geschichte der norddeutschen Bundespost (1868–1871), Berlin 1935, S. 80 f.; G. Tybusch, Die deutsche Feldpost, in: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine I (1871), S. 212.

¹²⁸⁾ Sautter (Hg.), Geschichte der deutschen Post, Bd. 2, S. 80.

¹²⁹⁾ Siehe auch die Meldung in der Vossischen Zeitung vom 24. Juli 1870 (Nr. 170, S. 6).

Beobachter schildert den Gebrauch, den viele Kriegsteilnehmer von der neuen Postkarte machten:

Wer kennt nicht die vortreffliche Erfindung der Correspondenzkarten, jener Kurzbriefe, die ganz dazu geeignet sind, unserem vielschreibenden Geschlecht zeitersparende, lakonische Kürze im Ausdruck anzugewöhnen. Dem Soldaten im Felde sind diese Karten unentbehrlich. Die Feldpost hatte daher auch bereitwillig jedem Kriegsmann einen Vorrath von diesen bequemen Correspondenzmitteln mitzugeben. Schnell sind die Karten aus dem Tornister hervorgeholt, werden mit Adresse und Mittheilungen, geflügelten Worten in Bleistift, beschrieben, wobei oft der Rücken eines Kameraden die Stelle des Schreibpults versehen muß, dann einer vorübergehenden Feldpost übergeben, die jedesmal Säcke voll aus den Bivouacs mitnimmt, und wandern in denkbar kürzester Frist heimwärts.¹³⁰⁾

Auch wenn in Wirklichkeit nicht immer just die Feldpost vorüberging, wenn eine Karte fertiggeschrieben war, bringt die stilisierte Darstellung doch zum Ausdruck, wie stark die Kommunikation mit der Heimat durch die Korrespondenzkarten erleichtert wurde. Die Portofreiheit markierte den Anspruch der Nation, jedem ihrer Mitglieder die gleiche Chance zum Austausch mit den Daheimgebliebenen einzuräumen. Eine Armee, die im Auftrag der Nation kämpfte, sollte auch in ständiger Verbindung mit ihr bleiben.

Viele Feldpostbriefe wurden schon während des Krieges in den Zeitungen publiziert, andere zu Sammlungen vereinigt und in Buchform herausgegeben. Daß die Autoren von Kriegserinnerungen die eigenen Feldpostbriefe, von den Eltern oder den Bräuten aufbewahrt, bei der Rekonstruktion ihrer Kriegserlebnisse häufig als Quelle verwendeten, sorgte für eine zusätzliche – wenn auch nur indirekte – öffentliche Wirkung dieser Korrespondenzen. In ähnlicher Weise wurden oftmals die Tagebücher genutzt, die während des Feldzuges geführt worden waren; wenn sie nicht selber druckreif erschienen, dienten sie als Materialgrundlage für einen Memoirenband, der die einzelnen Tagebucheinträge zu einer geschlossenen Erzählung verschmolz. Diese Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Aufzeichnungen und Präsentationsformen trägt auch dazu bei, den Umstand zu erklären, daß sich die Deutungsangebote der Kriegsdarstellungen in den Jahrzehnten des Kaiserreichs so wenig verändert haben. Die Publikationen, die nicht bereits in unmittelbarer Folge des Krieges, sondern erst in den achtziger oder neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts vorgelegt wurden, fußten zumeist auf Aufzeichnungen, die bereits während des Feldzuges entstanden waren. Ein Trend zu einer stärkeren Stilisierung, ja zu einer schrittweisen Verklärung der Ereignisse mit zunehmender zeitlicher Distanz ist nicht zu beobachten; dort, wo stilisiert und verklärt wurde, geschah es im Herbst 1870 bereits ebensogut wie am Vorabend des Ersten Weltkriegs.

Unter den Selbstzeugnissen der Kriegsteilnehmer ragten die Memoiren, die im Zusammenhang erzählten Feldzugserinnerungen, in Anzahl und Umfang heraus. Soldaten aus allen Teilen Deutschlands griffen zur Feder, um von ihren

¹³⁰⁾ Tybusch, Feldpost, in: Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 1 (1871), S. 203.